6. HEFT. 5. FEBRUAR. 1909.

Städtische Gartenbaukunst.*)

Von

Maurice Maeterlinck.

Autorisierte Übersetzung von Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

[Nachdruck verboten!]

Die meisten Gartenanlagen unserer Großstädte, die seit einem halben Jahrhundert entstanden oder erneuert sind, scheinen nach einem unveränderlichen Plan angelegt. Sie zeigen alle die gleichen gewundenen Alleen, die in sich selbst zurückkehren, um nirgends hinzuführen, den unvermeidlichen, mehr oder minder schneckenförmig gewundenen Teich, die unerläßliche Rasenfläche mit ihren künstlichen, zwecklosen Erhebungen, die hier und da ein — regelmäßig ovales — Blumenbeet schmückt, während hin und wieder eine tropische Pflanze, eine Palme, Araukarie oder Agave, fröstelnd auf einen ungewissen Sonnenstrahl wartet. Das alles ist weder sehr häßlich noch sehr abstoßend, denn in der Pflanzenwelt ist nichts ganz häßlich und abstoßend, und für den Bewohner einer Steinwüste ist das bescheidenste Grün ein Labsal. Dennoch ist es erlaubt, sich zu fragen, ob diese dürftigen, eintönigen Anlagen wirklich alle Freuden erschöpfen, die Bäume und Blumen uns schenken können.

*) Der Dichter hat soeben sein neuestes biblisches Drama „Maria Magdalena" dem Deutschen Theater in Berlin zur Aufführung übergeben, die noch in dieser Saison stattfindet. Da der erste Akt des Stückes in einem antiken Garten spielt hat Maurice Maeterlinck sich in das Studium römischer Gartenanlagen vertieft, und aus dieser Perspektive heraus ist als „Paralipomenon" die nachfolgende Studie über moderne Gartenbaukunst entsprungen, die getreu Maeterlincks neuer synthetischer Richtung die romantischen Urwaldsschauer des Rousseauisch beeinflussten Moderne mit dem logisch-symmetrischen Empfinden der Kulturmenschheit des Altertums und der Renaissance zu versöhnen sucht. D. Red.

Nach meiner Ansicht ist diese Landschaftsgärtnerei und der „englische Garten", mit dem man derart Mißbrauch treibt, ein großer Irrtum unsrer Gärtner. Er ist natürlich und entsteht sozusagen von selbst, sobald man über weite, ineinander übergehende Räume verfügt: in einer Gegend mit Hügeln, Flüssen und Hainen und den sie umgebenden Feldern. Er ist dann nichts als diese Landschaft selbst, unaufdringlich verändert und „zur Augenweide" verbessert. Doch er wird unfehlbar falsch und reichlich lächerlich, sobald er in enger Beschränkung Schönheiten ankaufen will, die nur infolge der reinsten Horizontlinien entstehen und weiter nichts sind als der harmonisch entfaltete Raum. Vergessen wir überdies nicht, daß der „natürliche" oder „unwillkürliche" englische Garten, wie ihn die Botaniker in England nennen, in der Art, wie wir ihn auffassen, chinesischen Ursprunges ist und daß es keine Kunst und keinen Geschmack gibt, die den unsern feindlicher und für uns undurchdringlicher sind als die der Bewohner des Reiches der Mitte.

Der Garten der weißen Rasse, zum mindesten der europäische Garten, war jederzeit logischer und vernünftiger. So weit wir zurückgehen, sehen wir, daß er sich in Beziehung zu der ihn umgebenden Architektur zu setzen bestrebt ist. Er setzt sie fort, deutet und kommentiert sie.

So können wir mit Hilfe der pompejanischen Wandmalerei die römischen und griechischen Gärten ungefähr rekonstruieren. „Es sind", sagt Gaston Boissier, „regelmäßige Alleen, die sich rechtwinklig schneiden und die von zwei Mauern von Buchenhecken eingefaßt sind. In der Mitte befindet sich zumeist ein Rondel mit einem Wasserbecken, auf dem Schwäne schwimmen. Von Zeit zu Zeit sind kleine Lauben ausgespart, die aus Stabgittern hergestellt und mit Wein umrankt sind; im Hintergrunde dieser Lauben erblickt man eine Marmorsäule oder Statue und ringsherum Bänke, die den Lustwandelnden zu kurzer Rast laden."

Die gleiche Anordnung finden wir in allen italienischen Gärten mehr oder minder durchgeführt, je nachdem sie vor oder nach der Renaissance angelegt wurden; auch die Gartenanlagen Lenôtres*) knüpften nur an eine nie ganz erloschene Tradition an. Diese Tradition ist bezeichnend. Sie entstammt entschieden einem unsrer Natur eingeborenen Harmoniebedürfnis. Es schien uns stets notwendig, daß die Umgebung unsrer Wohnung an deren Gestalt und Regelmäßigkeit etwas teilnahm. Es dünkte uns jederzeit peinlich, daß vor unsrer Haustür und unter den Fenstern plötzlich die Ebene ohne Gesicht oder der wilde Wald begann. Ein Übergang war unerläßlich, und er hatte naturgemäß die Anähnlichung und Unterwerfung der nächsten Bäume und Pflanzen unter die Symmetrie des Gebäudes zur Folge.

Dieser Übergang, diese traditionelle Harmonie wird in unsern städtischen Gartenanlagen systematisch verkannt, seit man mit den kleinen englischen Parks Mißbrauch treibt (denn auf dem Lande kann ein kleiner englischer Park zur Not ein Landhaus um-

*) Lenôtre, der Schöpfer der französischen Gartenkunst (1630—1700) legte die Gärten zu Versailles, Saint-Cloud, Meudon, Fontainebleau, Saint-Germain usw. an. D. Red.

rahmen, während er zu keinem andern Bauwerk paßt). Nur hier und da, in einzelnen alten, fast ausgestorbenen Städten, wo noch vollkommene Muster „vermenschlichter" Parks und Promenaden vorhanden sind, finden wir sie wieder. Ich brauche nicht an Versailles und andre französische Gartenanlagen zu erinnern, deren Pflanzenschmuck sich eng an die Bauten der drei Ludwige anschließt. Noch weniger der Erinnerung bedürfen die berühmten italienischen Parkanlagen, deren Vollendung so offenbar ist und die sich um Säulenhallen und Balustraden so untrennbar schlingen und sie fortsetzen, daß es vielleicht nichts Gefälligeres und Vornehmeres auf Erden gibt.

Doch andre, näher liegende und minder leuchtende Beispiele sind genau ebenso typisch. Man rufe sich irgend eine holländische Kleinstadt in Erinnerung, mit ihren roten Häuschen an den Kanälen, mit ihren blinkenden Fensterscheiben und Kupferbeschlägen, von alten Linden wie von Riesenspalieren umgeben. Man denke an den Beghinenhof in Brügge, dessen schlichter dreieckiger Rasenplatz, mit einzelnen Bäumen bestanden, und an den kleinen Beghinenhof von Gent*), dessen breite, rechteckige Beete, von alten Ulmen eingefaßt und von rechtwinkligen Fußwegen durchschnitten, die zur Kirche führen, die beredtesten Beispiele von Gärten sind, wie sie das Aussehen der umliegenden Häuser auf das strengste verlangt. Namentlich für Gent ist der Beweis um so stichhaltiger, als der Gegenbeweis leicht zu führen ist. Man besuche nur den alten Beghinenhof von Sankt-Elisabeth am andern Stadtende, der heute zwar verödet, doch in seiner allgemeinen Anlage unberührt geblieben ist. Wiewohl alle die Treppengiebel, alle die kleinen grünen Klostertüren, alle die reizenden kleinen rosigen Ziegelmauern ihren Platz treu bewahrt haben, hat der arme Beghinenhof keine Seele, kein Gesicht, keinen Dunstkreis noch Stil mehr. Liegt das daran, daß die Beghinen ihn räumten? Keineswegs; die Sträßchen in dieser toten Stadtgegend sind heute fast ebenso verlassen wie früher, als die frommen Nonnen, ihre alleinigen Insassen, sie mit ihren schwarzen Schleiern belebten. Doch an Stelle der einfachen, anspruchslosen, primitiven, uralten und von hohen graden Pappeln begrenzten Rasengevierte hat man eine Art von Park Monceau**) angelegt, der vulgär, anspruchsvoll, von falscher Vornehmheit und unzweifelhaft schmächtig ist. Die notwendige Harmonie zwischen Häusern und Bäumen ist dahin, und mit ihr entschwindet eine der köstlichsten Erinnerungen der alten Zeit.

Übrigens findet man in Gent, einer zu rasch und zu willkürlich veränderten Stadt, noch manch andre gärtnerische Mißgriffe. So befand sich zwischen dem Schlosse Gerhard des Teufels und der Kirche Saint-Bavon ein ziemlich breiter Wallgang, den man zum unvermeidlichen englischen Square umgeschaffen hat. Die Wirkung seiner kümmerlichen exotischen, fremd anmutenden Pflanzen auf dem strengen und kraftvollen Hintergrunde der Kathedrale ist zweifellos kindlich. Ein schlichter Rasenplatz, mit italienischen Pappeln bepflanzt, hätte den Einklang zwischen den Steinen und der Vegetation, den wir ver-

*) Die Vaterstadt des Dichters.

**) Berühmte Parkanlage im Zentrum von Paris. D. Red.

langen, jedenfalls besser besorgt, oder auch der alte vlämische Spielplatz, in regelmäßigen Abständen mit breiten, runden, dichtbelaubten und freundlichen Linden bepflanzt, die übrigens durchaus nicht den Blumenschmuck ausschließen, vorausgesetzt, daß diese sich der allgemeinen, vertrauten Anlage von Pflanzen und Schatten anschließt.

Man wird vielleicht sagen, daß dieser Einklang sich leicht erzielen läßt, sobald es sich um so stilreine Architekturen wie die der französischen Fassaden des 17. und 18. Jahrhunderts oder um vlämische und holländische Häuser handelt. Bei unsern modernen, fünf- bis sechsstöckigen Bauten jedoch, in denen alle Stile sich mischen und widersprechen — welche Beziehungen soll man da zwischen ihren unaufhörlichen Widersprüchen und dem unglücklichen Garten schaffen, der mit ihnen in Einklang gesetzt werden soll? Dies Problem hat man aber noch gar nicht ergründet; und wenn ich auch durchaus nicht den Anspruch erhebe, es zu lösen, so möchte ich doch wenigstens die Aufmerksamkeit derer darauf lenken, in deren Händen die Anmut und Schönheit, der Reiz und die Gesundheit unserer Großstädte liegen.

Der Park Monceau ist allgemein bekannt. Für viele ist er der vollkommenste und eleganteste Typus des städtischen Parkes. Dank seiner außergewöhnlichen Ausdehnung, die sich im Zentrum einer Großstadt nur höchst selten finden wird, zeigt er uns den englischen Park in seiner vorteilhaftesten und verführerischsten Gestalt. Ohne Zweifel erweckt er mit seinen frischen Rasenflächen, seinem See, seiner eleganten Säulenhalle, seinen herrlichen Blumenkörben, seinen breiten, gewundenen, kiesbestreuten Alleen, an deren Biegungen lackierte Equipagen mit blanken Kupferbeschlägen auftauchen, einen unleugbaren Eindruck von Luxus, Glück und Festlichkeit. Doch täuschen wir uns nicht darüber: das bessere Teil dieser bestechenden Schöne verdankt er seinem Umfang. Man reduziere ihn auf die Hälfte, und sofort wird er angreifbar; und der Verdacht, der sich von vornherein aufdrängte: daß sein ganzer unverhoffter Reiz künstlich sei, bestätigt sich. Es ist eine fremde und unwahrscheinliche Zierde, unbekümmert um die ihn eingrenzenden Bauten wie um den Stil der langen Straßenzüge, die von ihm ausgehen. Übrigens verzeiht man ihm diesen Fehler am ersten; ungleich schlimmer ist es, daß er seinen Zweck als Park nur ganz unzureichend erfüllt. Er ist lediglich bestrebt, sich selbstgefällig in fast kahlen Alleen und Rasenflächen zu spreizen; und doch müßte eine Gartenanlage mitten in der Steinwüste der Großstadt nicht bloß ein grüner Samtteppich sein, sondern auch eine Oase von Kühle, Schatten und Stille — lauter Dinge, die dem Stadtbewohner vor allem lieb und unentbehrlich sind und die sich nur durch zahlreiche, ununterbrochene und dichtbelaubte hohe Bäume erzielen lassen.

Zwischen dem französischen Garten (z. B. dem Tuileriengarten), der dem Zuge gewisser Straßen entspricht, doch zu kahl und schattenlos ist, und dem englischen Park, der ebenfalls wenig Schatten spendet und überdies die Symmetrie der Städte häßlich durchbricht, müßte man vielleicht ein Mittelding finden. Würde z. B. der Park Monceau mit Gruppen hoher Ulmen, Fichten, Linden, Platanen oder Kastanien bepflanzt, die hoch,

voll, dicht, gedrungen, fast würfelförmig wären und von breiten, sauberen und regelmäßigen Alleen durchschnitten würden, die sämtlich auf eine große Wasserfläche münden, — nicht dem Luxus, der ihn erfüllt, ebenso Rechnung tragen, und verlöre er etwas von seinem Reiz, indem er etwas Feierlichkeit, Ruhe und Sammlung verbreitete?

Was man sich derart beim gelungensten englischen Park vorstellen kann, drängt sich erst recht auf, sobald es sich um die kleinen städtischen Parkanlagen handelt, deren Ausdehnung ihre Abgeschmacktheit nicht mehr zu mildern vermag. Der große Fehler und Irrtum aller unserer städtischen Gärten ist die Furcht vor den Bäumen.*) Sie scheinen zu vergessen, daß im Herzensgrunde des Menschen, in seinen dunkelsten, aber stärksten Instinkten, das ungeheure Heimweh nach dem Urwalde herrscht. Man mißbraucht wahrlich die Harmlosigkeit und Leichtgläubigkeit der Stadtbewohner, wenn man ihnen an Stelle des dichten Schattens, nach dem ihre Natur sich sehnt, nur dürftiges Grün bietet, wohlgeordnete Blumen und geschorenes Gras, das ihn nur zu sehr an den Teppich seines Zimmers gemahnt, dem er umsonst entfloh. Eine Fläche von zehn Ar, derart hergerichtet, ist nichts als ein kläglicher, staubiger Läufer. Man bepflanze ihn mit schönen Bäumen, nicht spärlich in weiten Abständen, als ob jeder von ihnen ein Kunstwerk sei, das auf einem Rahmteller präsentiert wird, sondern dicht gedrängt, wie wohltätige Schlachtreihen. Dann wirken sie, wie sie im heimatlichen Wald wirken würden. Die Bäume tun nur dann ihre Pflicht und fühlen sich nur dann als Bäume, wenn sie zahlreich sind. Sofort ist alles verwandelt; Licht und Himmel gewinnen ihre ursprüngliche, tiefe Bedeutung zurück, Tau und Schatten kehren wieder, Stille und Ruhe finden eine Zufluchtsstätte.

Das Aussehen dieser Zufluchtsstätten ließe sich nach den Erfordernissen oder den Ratschlägen des Ortes und der Umgebung unendlich verändern. Hier, zwischen den niedrigen Häusern, wären Linden am Platz, rund und behäbig wie Matronen, sanft, voll, unveränderlich grün und von Bienen umsummt. Weiterhin, wo die Häuserfronten höher und regelmäßiger ragen, ständen Kastanienbäume, deren prächtiges, dichtes, schweres, schwärzliches Kleid bis auf Mannshöhe hinabreicht. Noch weiter, zwischen den säulengeschmückten Palastfassaden, befände sich eine Vierung mit Platanen, doch nicht so zurechtgestutzt wie in unsern nordischen Ländern, wo wir die Schönheit der Platanen nicht kennen. Ich denke an die Platanen in den Städten und Dörfern des Südens, die man kappt, sobald sie vier oder fünf Meter Höhe erreichen. Auf diese Weise erzielt man riesige, massige, gedrungene Stämme mit herrlichen Schuppen von Gold und rostigem Kupfer und zahllos verästelten Zweigen, die bald, wie auf dem Cours Mirabeau in Aix in der Provence, mächtig emporstreben, um im Himmelsblau phantastische Schiffe mit Federbüschen zu bilden, bald, wie in den Alleen, von Azémar in Draguignan sich zu einem niedrigen, märchenhaften und kühlen Gewölbe verflechten, zu einer Art unterseeischer Grotte,

*) Dies ist für deutsche Verhältnisse wohl kaum zutreffend. D. Red.

in welche die Sonne kaum einen Kristallpfeil hinabschießt, der dann blendend auf den Steinplatten zerspringt.

Vergessen wir nicht die so gefügige Heckenbuche, noch ihre Schwester, die Ulme, noch die Rotbuche, die alle drei vortrefflich geeignet sind, einen Platz zu beleben, sobald der Himmel freier ist, d. h. sobald nicht zu befürchten ist, daß die Fenster der zu nahe stehenden Häuser verdunkelt werden. Vergessen wir schließlich auch die italienische Pappel nicht, unsere nordische Zypresse, die fast unentbehrlich ist, um in unsern Städten hier und da in den weiten Raum zu weisen. Besonders in vlämischen Städten ist sie unersetzlich zur Einfassung mancher Kanäle, zur Unterstreichung einer langen Wiesenfläche oder als Wache vor einem alten Hause.

Ich übergehe die Akazie, die neuerdings zu viel gepflanzt wird; sie ist schmächtig, kränkelnd und von dürftigem Grün; auch die Eiche wächst zu langsam, ungleichmäßig und ungewiß. Doch ein Baum, der nach meiner Meinung zu Unrecht in Mißachtung steht, ist die Fichte. Ich spreche nicht von der Pinie, der edelsten Konifere und einer der schönsten Zierden der Pflanzenwelt. In unsern nordischen Städten, deren Klima sie nicht verträgt, müssen wir auf sie verzichten, genau wie auf die Zypresse und den göttlichen Lorbeer. Ich meine die einfache Kiefer unsrer Wälder. Will man sich klar werden, welche Wirkung ein Platz übt, der ausschließlich mit diesen prächtigen Bäumen bepflanzt ist, so sehe man sich etwa in der Umgegend von Rouen, in den alten Domänenforsten von Brotonne oder Roumare, das großartige Märchen an, das sich bei Tag und bei Nacht in den nur mit Kiefern bestandenen Schlägen abspielt. Mag Sonnen- oder Mondschein, Sommerglut oder Winterschnee darauf liegen, nichts gleicht den Säulenhallen und Kathedralen aus ihren zahllosen Stämmen, die glatt, starr, rein und dichter als die Ruten der Liktorenbündel gen Himmel streben und doch glücklich und selbständig sind und von Kraft und Gesundheit strotzen, — von dem warmen, rostroten Ton ihrer Schäfte an bis zu dem blauen, leichten, unwirklichen Duft, der ihre Wipfel krönt.

So fände ein jeder von uns, außer der notwendigen und wirkungsvollen Erinnerung an den Wald, sei es auf geräumigem Promenadenplatz, sei es auf einer bescheidenen Straßenkreuzung, die Art von Stille, Duft, Sammlung und Schatten, die er bevorzugt. Jeder Freund großer Wälder weiß, daß jedwede Baumart ihr besonderes Schweigen hat und daß sie eine Stille, einen Schatten verbreitet, die man empfindet, auch ohne hinaufzublicken; denn der Wohlgeruch eines Baumes ist ebenso eigenartig und bestimmt, wie der einer reifen Frucht.

Kunst und Gemüt.*)

Ein Beitrag zur Ästhetik der modernen musikalischen Produktion

von

Dr. Wilhelm Kienzl.

„Les grandes idées viennent du coeur."

Alle großen menschlichen Schöpfungen werden aus der Kraft des Gemüts geboren. Dem Intellekt ist nur die Rolle des Gestalters zugewiesen. Diese ewige Wahrheit unserer künstlerischen Produktion ab und zu als Mene Tekel vorzuhalten, erachte ich als eine heilige Pflicht aller jener, die sich zur Erkenntnis von der hohen Mission der Kunst durchgerungen haben. Die Kunst wird ihre schönste Aufgabe stets als Befreierin des unter dem Drucke übergroßer Freude oder tiefster Not leidenden menschlichen Herzens zu erfüllen haben. Auf weit tieferer Stufe schon steht sie als Befriedigerin des dem Menschen eigenen ästhetischen Spieltriebes, auf der sich ihr noch als ziemlich triviales Motiv die Lust am Gelingen einer selbstgestellten Aufgabe zugesellt, wie sie beispielsweise unter den Bergsteigern auch dem Sporttouristen im Gegensatze zu dem von allen Nebenabsichten freien Naturfreunde eigen ist. Daß es sich in letztem Falle um eine unwürdige Veräußerlichung der Kunst, um eine Entfremdung von ihrer wahren Aufgabe, ja unter Umständen sogar um eine Umkehrung ihres eigentlichen Wesens handelt, wird dem künstlerisch empfindenden Menschen wohl ohne weiteres klar werden, wenn er die Ergebnisse der produktiven Betätigung verschiedener Künstler untereinander vergleicht. Er wird nach einiger Übung bald zwischen Geschaffenem und Gemachtem, zwischen Vermögen und Können unterscheiden lernen. Es ist nicht leicht, für das Wesen der zwei gegensätzlichen Arten des künstlerischen Produzierens bezeichnende Worte zu finden. Der in den Worten „schaffen" und „machen" liegende Gegensatz bedarf keiner Erläuterung. Bezüglich der Ausdrücke „vermögen" und „können" hingegen glaube ich eine solche schuldig zu sein. Ich verstehe unter „vermögen" die Fähigkeit des Künstlers, eine große Idee zu empfangen und in erschöpfender Weise mitzuteilen, unter „können" jedoch nur die Herrschaft über das kunsttechnische Handwerk, die zwar jedem, der künstlerisch produzieren will, als selbstverständliche Voraussetzung eigen sein muß, die jedoch allein noch lange nicht die Berechtigung zum Schaffen verleiht.

Nur der schöpferische Drang, das unabweisliche Bedürfnis, einer Empfindung künstlerischen Ausdruck zu geben, kann als der rechtmäßige Urheber des Kunstschaffens gelten. Und dieses Bedürfnis kommt unmittelbar aus dem Herzen; deshalb ist auch jede große Kunst in erster Linie Herzenskunst. Sie unterscheidet sich im tiefsten Grunde ihres Wesens von der Verstandes- und der Handwerkskunst, die beide unter gewissen äußeren Voraussetzungen von jedem fleißigen, normal veranlagten Menschen erlernt werden können.

*) Wir veröffentlichen in den Tagen der „Elektra"-Debatte diesen Artikel des bekannten Komponisten, ohne allen seinen Ausführungen zuzustimmen. D. Red.

Wer könnte es beispielsweise nicht bis zur Anfertigung einer korrekten Sonate bringen? Jeder lernt doch auch rechnen! Darüber müssen wir uns endlich einmal klar werden. Sind wir das, so werden vor unsern Blicken ganze Reihen von vielgenannten Komponisten und bildenden Künstlern in den Orkus versinken, mindestens aber ihren Nimbus einbüßen. Es braucht wohl nicht erst betont zu werden, daß auch die Herzenskunst in zweiter Linie Verstandes- und Handwerkskunst sein muß, um vor dem Richterstuhl der Kunst bestehen zu können. Um die Verlebendigung echter Kunst darf uns aber nie bange sein; denn der ihrer Mächtige schafft sich die Mittel und Wege sowie — wenn nötig — auch die neuen Formen und Ausdrucksmittel, deren sie zu ihrem Inslebentreten bedarf, unter allen Umständen herbei, da der ihn beseelende Drang viel zu gewaltig ist, um unterdrückt werden zu können. Er muß sich Bahn brechen. Dieses Elementare ist eben das untrügliche Merkmal des schöpferischen „Vermögens".

In der Geschichte jeder Kunst wechseln produktive und unproduktive Zeitläufte. Auf große Aufschwünge folgen naturgemäß Ermattungen, auf Revolutionen Perioden spießbürgerlicher Begnügsamkeit. Beispiele sind überflüssig. In einer solchen Ermattungsperiode scheinen wir uns jetzt zu befinden. Nach dem durch Beethoven erfüllten Ideal der Sinfonie und dem durch Wagner geschaffenen dramatischen Gesamtkunstwerk fehlt vorläufig noch das Bedürfnis nach großen Dingen. An diesen Phänomenen haben wir noch auf lange hinaus zu zehren. Wir können mit solchem Reichtum geduldig warten, bis die Zeit zu einem neuschöpferischen Genie reif wird. Merkt man es denn nicht, daß es heute im Reiche der Töne so gar nicht gährt, sondern nur in vielerlei Farben schillert wie auf der Oberfläche der besonnten See? Weit dehnt es sich hin, enthält viel Salz, trägt Handelsschiffe; nur die Tiefe fehlt. Aus Untiefen entwickelt sich aber keine Revolution. Ja, wenn einmal die Fäulnis unserer Kunst so weit vorgeschritten sein wird, daß die chemischen Kräfte frei werden, dann wird es zu gähren beginnen, und neue Kräfte werden sich regen. Daß dieser Zersetzungsprozeß noch so weit zurückgeblieben ist, liegt daran, daß die Fermente fehlen, die ihn beschleunigen. Eis konserviert bekanntlich, und eiskalt wehts aus unserer heutigen „Kunst". Wir sind künstlerisch unproduktiv geworden. Geschäftigkeit, keine Taten; Geschicklichkeit, keine Kraft. Zur Verarbeitung inneren Erlebens gehört aber Kraft. Und Gemüt ist Kraft, also positiv im Gegensatz zur Sentimentalität, die nur Schwäche, mithin negativ ist. Sowie Mitleid nur dann Kraft ist, wenn es zur Tat führt, also produktiv wird.

Auf dem Gebiete der Musik im besondern konzentriert sich die schöpferische Gemütskraft in der M e l o d i e. Sie stellt die Seele dieser Kunst dar; daher wird es in ihr vor allem auf sie ankommen. Beim stark empfindenden Tonsetzer, den ein heißes Ausdrucksbedürfnis beseelt, wird sie sich von selbst einstellen. Künstlich bilden läßt sie sich nicht: eine konstruierte Melodie ist ein Homunkel ohne Seele, und jeder, der sie hört, fühlt es sogleich, daß sie keinem schöpferischen Drang ihr Dasein verdankt, daß sie sozusagen auf kaltem Wege entstanden ist. So rächt sich die Natur grausam an dem, der sie mißbraucht,

die Kunst an dem, der sie verrät. Keine Kunst lebt so ausschließlich von der Eingebung wie die der Töne, da ihr Darstellungsobjekt nicht die Außenwelt, sondern die menschliche Seele selbst ist. Im Grunde ists mit der bildenden Kunst ebenso, denn nicht auf eine objektive Abschilderung der Außenwelt kommt es in ihr an, sondern darauf, wie diese von der Seele des Künstlers empfunden und von dessen Auge gesehen worden ist. Es begreift sich aber, daß der Laie in der Tonkunst dem Gemachten empfindsamer gegenübersteht als in der Augenkunst, in der ihn meist das Objekt (das Dargestellte) weit mehr interessiert, als das Subjekt des künstlerischen Darstellers.

Dadurch, daß man heute in der Musik vielfach die Äußerungen des Gemüts durch ausgeklügelte Kombination ersetzen zu können meint, so daß die Arbeit fast ausschließlich dem Verstand überlassen bleibt, hat man die Basis des Schaffens verschoben und einerseits dem schrankenlosen Experimentieren, anderseits der phantastischen Willkür Tür und Tor geöffnet, so daß das Gebiet der musikalischen Tonsetzkunst zum „Land der unbegrenzten Möglichkeiten" geworden ist. „In der Anwendung der musikalischen Ausdrucksmittel gibt es überhaupt keine Grenzen," sagte zu mir vor einigen Jahren der prononzierteste Komponist unserer Zeit, „und das Unmöglichste wird möglich werden." Seither hat er selbst diese „Grenzenlosigkeit" beweisen zu müssen geglaubt, indem er zwei, ja drei Tonarten gleichzeitig in Aktion treten ließ. Sollte es dem höher organisierten oder entwickelten Menschen der Zukunft vorbehalten sein, diese Anomalie, der das einheitliche Empfindungszentrum mangelt, erschöpfend apperzipieren zu können?

Wir befinden uns heute mehr als je in der Zeit des technischen Problems und des längst überwunden geglaubten prätentiös auftretenden hohlen Effekts. Jungfräuliche Gipfel zu ersteigen, ohne die Sehnsucht nach neuen Ausblicken, damit scheint man sich begnügen zu wollen. Man geht aufs Pfade suchen aus, während diese sich den Großen von einst von selbst eröffnet haben. Diese Entdeckungsreisen nach neuen „Möglichkeiten" haben mit der Betätigung des künstlerischen Ausdruckstriebes nichts zu schaffen. Sie haben den Amerikanismus in der Kunst auf dem Gewissen, der es in erster Linie darauf abgesehen hat, den Hörer zu verblüffen, nicht ihn zu erfreuen, zu ergreifen oder zu erheben. Ohnmächtig Herzensoffenbarungen zu bieten, haben sich unsere Künstler dem Artistentum ergeben und bieten bestenfalls — Gehirnmusik. Auf dem Spiralwege der „Entwicklung" sind sie wieder auf dem Standpunkt der zwecklosen Technik angelangt, auf dem einst die alten Niederländer mit ihrer herzlosen Künstelei sich befanden, nur mit dem Unterschiede, daß die Künstler von heute darüber in schwindelnder Höhe kreisen. Kein Schaffen, ein Emporringenwollen, dadurch charakterisiert sich ihre sisyphäische Betätigung, die uns an Goethes Wort erinnert:

„Geheimnisvoll am lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben."

Und Kunst sollte doch nichts anderes sein, als die durch die geheimnisvolle Retorte der schöpferischen Menschenseele gegangene Natur.

Es versteht sich von selbst, daß, wenn ich von unsern „Künstlern" spreche, mir jedes Generalisieren fern liegt; gibt es doch glücklicherweise auch noch heute echte Ausdruckskünstler; aber sie sind in der Minderheit und spielen keine führende Rolle. Die Zeit folgt ihnen nicht, weil sie der Zeit nicht nachgehen, sondern in ihrem Streben unzeitlich sind. Als ein solcher Unzeitlicher im schönsten Sinne des Wortes erscheint mir beispielsweise Anton Bruckner, mit dem unsere heutige „Kunstwelt" so gar nichts anzufangen weiß, ein erratischer Block, auf dem grüne, sich mit jedem Jahr verjüngende Tannen wachsen, die zu zartstämmig sind, um uns Holz zu liefern, doch stark genug, auf ihren Zweigen das leuchtende Symbol des Erlösertums zu tragen. Was aber ist uns heute dieses Symbol? Der bloße Gehirnmensch weiß mit ihm nichts anzufangen.

Wenn ein musikalisches Kunstwerk innerlich Erlebtem seine Entstehung verdankt, also wenn ein ganzer M e n s c h es geschaffen, dann wirkt es, selbst wenn seine technischen Werte nicht für jedermann erkennbar sind, auch auf alle wirklichen M e n s c h e n, und somit nicht nur auf den Musiker. Am meisten gilt das von den Werken jener Genies, die — wie Lessing sagt — „alles nur der Natur zu danken zu haben scheinen und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abschrecken". „Mühsame Vollkommenheiten" — welch ein bezeichnendes Wort für jene Kunstingredienzen, die den Schweiß, mit dem sie hervorgebracht wurden, so prahlerisch anpreisen, daß ihre Unverdaulichkeit beim natürlichen Menschen sich dadurch nur erhöht. Besteht nun ein Kunstwerk lediglich nur aus Negationen, Frivolitäten und Unverdaulichkeiten, so taugt es höchstens für moderne Makrozephalen.

Ist es denn nicht verdächtig und zur Vorsicht mahnend, daß wir heute nur Großes, Mächtiges, Nochnichtdagewesenes, und zwar unter Aufwand aller erdenklichen bis zum Unerhörten gesteigerten klanglichen Mittel zu hören bekommen? Früher bediente sich nur der wirklich Große, und zwar auch nur, wenn er uns etwas Außergewöhnliches zu sagen hatte, ähnlicher Mittel und Dimensionen, wie sie heute eine ganze Schar von Tonsetzern bei den gewöhnlichsten Anlässen verwenden. Oder gäbe es jetzt etwa nur große Persönlichkeiten und große Gedanken und Gefühle?

In ein- bis zweistündigen (!) Sinfonien, wie sie jetzt an der Tagesordnung sind, macht sich meist eine so abstoßende Hypertrophie durch exaltierte Mittel geltend, angesichts deren grotesker Anwendung und Ausgestaltung man im Hinblick auf die meist überaus mageren und hohlen Themen unwillkürlich ausruft: „Setz dir Perrücken auf von Millionen Locken, setz deinen Fuß auf ellenhohe Socken, du bleibst doch immer, was du bist," oder kürzer und banaler: „Tant de bruit pour une omelette." Man sehe sich daraufhin einmal einen bloßen Streichersatz von Haendel oder Mozart an. Welche Kraft liegt beispielsweise in der Begleitung der D-dur-Arie der Elvira („Ah, fuggi il traditor!") aus dem „Don Giovanni", welches Mark in den fast bläserlos instrumentierten Furien- und Skythen-

tänzen des Gluckschen „Orpheus“, in der „Iphigenia auf Tauris“. Man denke auch an den mit wenig Bläsern gestützten Streichersatz des Menuetts aus Mozarts G-moll-Sinfonie. Die Intonation eines Themas durch Posaunen macht es inhaltlich nicht größer, sondern nur intensiver, eindringlicher, ja es gibt selbst Tonsätze, in denen die materielle Wucht beleidigend auf den Hörer wirkt, da der geistige Inhalt zu groß und mächtig ist, als daß er einer äußerlichen Verstärkung bedürfte. Ja, er kann durch eine solche möglicherweise für unseren Eindruck sogar verkleinert werden, wie etwa ein großer Denker, dem man einen Purpurmantel umhängt. Der wirklich produktive Komponist wird übrigens seine Orchestermusik nicht erst „instrumentieren“ (wie das schöne Wort heißt), sondern sie schon so niederschreiben, wie er sie empfunden hat, nämlich mit dem ihr zugehörigen Klang, der ja einen Wesensteil der Erfindung selbst bildet. Die während der Ausarbeitung noch extra hinzutretenden klanglichen Einzelheiten werden von ihm so wenig ausgetüftelt werden, wie die harmonischen und kontrapunktischen Akzidenzien; sie werden vielmehr von ihm gleichsam erlauscht werden. Dann wird sein Orchesterklang auch persönlich sein, und man wird aus ihm allein schon den Meister erraten.

Nach dieser kleinen Abschweifung auf die Kunstmittel kehre ich nun wieder zum Thema der Produktivität im allgemeinen zurück. Es gibt zwei Arten von produktiver Begabung. Der im Besitze der ersten befindliche Künstler ist einem „lebenden“ Brunnen vergleichbar, dessen Wasser unaufhörlich fließt, der andere dem Prometheus, der sich den Menschen aus eigener Kraft bildet und, den Göttern trotzend, sich das Feuer erobert. Im ersten bestaunen wir die Natur, die solch ein Phänomen hervorgebracht, im zweiten verehren wir den machtvollen Willen, der sein Werk der Schöpfung abringt. Wollen wir erst untersuchen, welcher von beiden höher steht?

Wie dem auch sei, jeder große Künstler schafft aus sich und aus den Errungenschaften seiner Zeit heraus. Es ist kein Widerspruch, wenn man trotzdem behauptet, daß er in gewissem Sinne stets gegen seine Zeit schafft. Die Zeit, das ist die in einer bestimmten Epoche lebende Kulturmenschheit, empfindet ein dunkles Bedürfnis nach dem künstlerischen Ausdrucke ihrer Not. Im Gefühlsleben des Künstlers konzentriert sich diese Not und drängt mit Allgewallt zur Befreiung aus ihr. Diese kann er nur durch seine Kunst bewirken. Vermag die Zeit diese Kunst noch nicht zu fassen, weil sie von ihr überholt wird, so steht sie ihr so lange feindlich gegenüber, bis sich deren Segnungen an ihr erfüllen. Dann feiert sie „ihren“ Künstler. Es liegt in der Natur der Sache, daß dieser Dank meist zu spät kommt. „Erkennt ihr ihn, dann muß er von euch ziehn.“

Anders verhält es sich mit jenem Künstler, der nicht aus der Not der Zeit, sondern nur aus seiner persönlichen Not heraus schafft, oder mit dem, der seiner Zeit z u G e f a l l e n schafft. Der letzte steht sittlich zutiefst; noch tiefer aber der, der seine Zeit durch Gaukelkunst täuscht. Ist doch die Musik — wie Ferdinand v. Feldegg*) so schön sagt — „die

*) Ferd. von Feldegg „Das Gefühl als Fundament der Weltordnung“. Wien 1890. S. 223.

Kunst des Seins, nicht des Scheins". Sein heißt aber Fühlen und Denken. Die harmonische Vereinigung dieser beiden bildet das Gemüt. Dieses ist daher das schaffende Prinzip in der Kunst der Töne, ohne dessen Mithilfe sie ihre höhere Natur einbüßen und ihres ureigensten Wesens verlustig gehen müßte.

Das Ende der Bodenreform.*)

Von

Dr. Adolf Grabowsky.

Die Bodenreformer haben wirklich Pech. In letzter Zeit sind so viele Tatsachen zusammengekommen, um die Bewegung zu diskreditieren, daß den Herren im „Bund der deutschen Bodenreformer" nicht allzu wohl sein mag. Nun — sie haben jahrelang mit einem so minimalen Aufwand geistiger Güter gewirtschaftet, daß sie sich nicht wundern dürfen, wenn die ganze Herrlichkeit eines Tages zu Ende ist. Bedauerlich ist nur, daß den Lockrufen des Bundes so viele Gelehrte von unzweifelhafter Tüchtigkeit gefolgt sind und damit ihre Kraft an eine unglückselige Sache vertan haben. Eine Erklärung dieses Umstandes ist freilich nicht allzuschwer: Der Nationalökonomie wird immer der Vorwurf gemacht, daß sie in der Theorie verbleibe und niemals sich anschicke, für das wirtschaftliche Leben etwas Positives zu leisten; hier aber war einmal die Gelegenheit vorhanden, in frischer Arbeit Theorie und Praxis zu verbinden, und es darf nicht wundernehmen, daß die Männer der Wissenschaft, die in diesem Falle noch dazu eifrig umworben wrduen, sich mit Begierde auf die neue Tätigkeit warfen. Jetzt freilich kommt der Katzenjammer: man erkennt allmählich, an eine wie dilettantische Gesellschaft man geraten ist und beginnt sachte von den Herrschaften abzurücken. Man beschränkt mehr oder weniger seine früheren Behauptungen. Die alte Garde aber des Bundes der Bodenreformer sieht, daß alle Fundamente wanken, und sie klammert sich nur um so heftiger an die abgedienten Bretter und Bohlen. Man verschmäht aber auch andere Mittel nicht: wer gegen den Bund auftritt, wird entweder hingestellt als nicht unbeeinflußt durch die Terraingesellschaften, oder aber es werden ihm persönliche Motive unterschoben. Von mir konnte man zwar noch niemals behaupten, daß ich in irgendeiner Verbindung mit dem Grundstücks- oder Hypothekenmarkt stände, aber man hat dafür recht kräftig mein Vorgehen gegen den Bund auf kleinliche Beweggründe persönlicher Art zurückgeführt. Es wäre Verschwendung, dagegen überhaupt ein Wort zu sagen.

*) Wir werden diese Frage auch noch von anderer Seite erörtern lassen. D. Red.

Bekanntlich hat den Bodenreformern unter allen Maßnahmen, die das Reich in jüngster Zeit ergriffen hat, die „Verordnung betreffend den Landerwerb in dem deutschen Kiautschougebiete" vom 2. September 1898 am besten gefallen. Immer wieder erklärten sie diese Landordnung für eine riesige sozialpolitische Tat. Abgesehen nun davon, daß die Einführung der Wertzuwachssteuer in Kiautschou, wie sie durch diese Verordnung erfolgte, gar nicht von bodenreformerischen, sondern — das weiß man jetzt genau — von rein finanziellen Tendenzen diktiert war, sind hierdurch billige Landpreise und billige Mieten in keiner Weise erzielt worden. Dies haben neuerdings unabhängig voneinander zwei Besucher Kiautschous konstatiert. In der „Kolonialen Zeitschrift" (5. Jahrgang, Heft 21 — 23) hat Otto Corbach die Landordnung von Kiautschou mit eingehender Begründung ein verfehltes Experiment genannt, und in der „Frankfurter Zeitung" hat kürzlich der jetzt an die Universität Jena berufene Robert Schachner erklärt, daß unter Herrschaft dieser Verordnung unsere Pachtkolonie die teuersten Mieten im ganzen fernen Osten hat.

Daß aber auch für d e u t s c h e Verhältnisse nichts mit der Wertzuwachssteuer anzufangen ist, dafür haben sich seit einigen Jahren eine ganze Reihe von Stimmen eingesetzt. Erst vor kurzem hat wieder der durch seine Besonnenheit in der Bodenfrage bekannte Adolf Weber (Privatdozent in Bonn) in einer auch sonst beachtenswerten kleinen Schrift „Boden und Wohnung" (Leipzig, Duncker & Humblot) die Wertzuwachssteuer unter die Lupe genommen. Er behauptet hier ganz richtig die Abwälzbarkeit dieser von den Bodenreformern so gepriesenen Steuer, was auch ich früher bereits mehrfach, wenn auch mit andern Gründen, dargelegt habe. Es trifft ebenfalls zu, wenn Weber als Konsequenz einer Wertzuwachssteuer auch eine Besteurung der während der Besitzzeit gemachten, doch noch nicht realisierten Gewinne verlangt. Als bloße Besitzwechselabgabe würde die Steuer nämlich eine ungerechtfertigte Begünstigung der Reichen und eine Benachteiligung der durch Not zum Verkauf Gezwungenen sein. Diese Konsequenz jedoch führt die Steuer ad absurdum. „Wie kann man" — so fragt Weber mit Grund — „jemand zwingen, Steuern von einem möglichen Zukunftsgewinne zu zahlen, den er noch gar nicht gemacht hat?"

Noch eine andere Konsequenz der Wertzuwachssteuer leitet zu unmöglichen Zuständen. Die Bodenreformer sehen meistens ein, daß mit der Wertzuwachssteuer gebieterisch eine Wertabnahmevergütung verknüpft sei. Durch solche Vergütung aber würden lediglich die Schattenseiten der Bodenspekulation vermehrt, weil hierdurch nämlich die Zurückbehaltungspolitik der Bodeneigentümer gefördert wird. Die Ursache steht klar vor Augen: In der Wertabnahmevergütung liegt für den Eigentümer ein direktes Versicherungsmoment. So werden die Bodenreformer mit ihren eigenen Waffen geschlagen.

Führte man aber wirklich eine Wertabnahmevergütung ein, so würde man vielleicht über das Wesen der Bodenspekulation richtigere Ansichten gewinnen. Mit dieser Vergütung würde man das Risiko, das heute von privater Seite getragen wird, einfach den Gemeinden oder — falls neuere, auf eine Reichs- oder Staatswertzuwachssteuer gerichtete Bestrebungen

durchzudringen imstande wären, — den Einzelstaaten oder dem Reich aufhalsen. Es würde sich dabei zeigen, ein wie großes Risiko doch mit der Bodenspekulation verbunden ist, besonders da — wie auch Weber zutreffend bemerkt — der Urbanisierungsprozeß nicht im selben Umfange wie in den letzten Jahrzehnten weitergehen wird. Außerdem ist überhaupt die starke Fluktuation der Bevölkerung zu berücksichtigen und die Ungewißheit, welche Richtungen die Bevölkerungsströme nehmen. Schließlich bedenke man, wie sehr fast allerorten während des hohen Geldstandes die Überschüsse aus dem Hausbesitz und damit der Wert der Häuser infolge der Mehraufwendungen für Hypothekenzinsen zurückgegangen sind. Aus solcher Wertabnahmevergütung könnten daher geradezu ruinöse Zustände für die Kommunal- oder Staatsfinanzen entspringen. Dann verbreitete sich wohl auch ein Verständnis für die Tatsache, daß die Terraingesellschaften gar nicht so ohne weiteres immer Gewinne einziehen oder in Aussicht haben, ja, daß im Gegenteil das finanzielle Ergebnis der meisten Terraingesellschaften recht traurig ist. Es zeugt nur wieder von der kleinbürgerlichen Unkenntnis unsres Wirtschaftslebens — wie sie in dem Bunde der Bodenreformer vorhanden ist —, daß man stets von den kolossalen Gewinnen der Terraingesellschaften geredet hat. Nur ist es höchst unangenehm für die Bodenreformer, daß gerade im Augenblick die Zeitungen voll sind von den recht unbefriedigenden Abschlüssen der meisten Terraingesellschaften. Zusammenlegung von Aktien und Dividendenlosigkeit sind an der Tagesordnung, g a n z a b g e s e h e n v o n d e n s o g e n a n n t e n L i q u i d a t i o n s g e s e l l s c h a f t e n, auf deren selbstverständliche Dividendenlosigkeit von den Bodenreformern immer hingewiesen wird, sobald von informierter Seite die Behauptung kommt, die Terraingesellschaften hätten schlechte Ergebnisse. Lächeln muß man, wenn Carl Ballod in einem der letzten Hefte des Schmollerschen Jahrbuchs die mäßige oder schlechte Rentabilität der Terraingesellschaften gern leugnen möchte, hierbei aber im wesentlichen das Faktum bestätigen muß.

Sehr peinlich für die Bodenreformer war weiterhin die jüngst erfolgte Veröffentlichung über die Einkünfte, welche die Wertzuwachssteuer dort, wo sie bereits eingeführt ist, ergeben hat. Sie waren lächerlich gering, und zwar auch da, wo man keine besonderen Beschränkungen getroffen hat, in bezug auf den Zeitpunkt, von dem ab die Berechnung des Wertzuwachses geschieht. Man kann ja sagen, die Wertzuwachssteuer sei überall nicht hoch genug; eine sehr hohe Wertzuwachssteuer gibt aber wiederum ohne Zweifel nur den Anreiz zur weiteren Überwälzung und damit zur weiteren Verteuerung der Mieten. Mit Recht erklärt es Adolf Weber als auffällig, „daß die Bodenreformer, die doch sonst die Bodenspekulanten für gewaltige Zauberer halten, wenn es sich um Bodenpreiserhöhungen handelt, die glauben, alle möglichen Kosten, Zinsen usw. könnten mit Leichtigkeit auf die Mieter gewälzt werden — daß dieselben Leute energisch protestieren, wenn man behauptet, daß auch diejenigen Kosten, die den Namen ‚Steuer' tragen, abgewälzt werden können". Wie leicht gerade im Bodenverkehr eine Überwälzung ist und wie immer nur

einzig der Mieter „kleben bleibt," das beweist auch das Beispiel der am 1. Juli 1905 in New York eingeführten Hypothekensteuer, die ein halbes Prozent der Hypothekensumme beträgt. Die Hausbesitzer haben hier sofort sich verpflichten müssen, die vertragsmäßigen Zinsen steuerfrei zu zahlen, und haben, da sie dies aus eigner Tasche nicht wollten, vor allem aber wohl nicht konnten, einfach die Steuer auf die Mieter übergewälzt. Also: entweder lächerlich geringes Erträgnis oder aber stark bemerkbare Mietsverteuerung, das ist die Alternative, die die Wertzuwachssteuer bietet. Würde jedoch eine Wertzuwachssteuer eine so exorbitante Höhe erreichen, daß eine Abwälzung auf die Käufer und von diesen auf die Mieter nur in verhältnismäßig geringem Maße möglich wäre, so würde dadurch eine Eigentumskonfiskation eintreten, die sich als Ausnahmemaßregel schlimmster Art darstellte. Denn, will man überhaupt den „ungerechtfertigten Wertzuwachs" besteuern, so ist nicht einzusehen, warum man allein beim Grund und Boden damit vorgehen sollte, während alle übrigen Konjunkturgewinne freigelassen wären. Ludwig Pohle hat mit vollem Recht immer wieder betont, daß überhaupt die Gegenüberstellung von Konjunkturgewinn und durch Arbeit gewonnenem Gewinn innerhalb unserer Wirtschaftsordnung verfehlt ist. Eine glatte Scheidung ist nur in einer sozialistischen Wirtschaftsordnung möglich, die der Handarbeit einen bevorzugten Platz einräumt. Läßt man daneben die keineswegs ebenso meßbare geistige Arbeit mit gleichem Range gelten, so ist gar nicht mehr der reine Konjunkturgewinn von dem reinen Arbeitsgewinn zu trennen. In Wirklichkeit schwimmen also die Bodenreformer im Fahrwasser eines getrübten Sozialismus, wenn sie das auch niemals zugestehen wollen.

Mit diesem Sozialismus, der nicht Fisch und nicht Fleisch ist, hängt auch der ganze sogenannte Kommunalsozialismus zusammen, der in so vielen unklaren Köpfen spukt und der seine besondere Heimstätte bei den Bodenreformern gefunden hat. Das, was sich als Kommunalsozialismus aufspielt, und was unsere Volkswirte geraume Zeit nicht wenig in Banden gehalten hat, beginnt ja immer mehr durchlöchert zu werden. Die Deroutierung unseres Geldmarktes und der hohe Diskont kommen zum großen Teil — das ist noch lange nicht genügend beachtet — auf das Konto dieses utopischen Gemeindesozialismus. Indem nämlich die Städte alle möglichen Wasserwerke, Elektrizitätsgesellschaften, Straßenbahnen usw. aufkauften oder neu anlegten, haben sie sich eine Schuldenlast aufgebürdet, die geradezu ungeheuerlich ist. Damit ist aber der Geldmarkt weit über seine Aufnahmefähigkeit hinaus mit Kommunalobligationen überschwemmt worden. Die Folge war natürlich Versteifung des Geldmarktes und insbesondere Erhöhung des Zinsfußes für Rentenpapiere. Und dadurch nun bekommen die Bürger in Gestalt riesiger Zinslasten die Segnungen des Kommunalsozialismus zu spüren. Man verstehe mich nicht falsch: ich verwerfe nicht etwa jede Übernahme von Betrieben durch die Gemeinden, aber das Tempo, in dem hier gearbeitet worden ist, läßt sich denn doch nicht halten.

Der Kommunalsozialismus wird immer verteidigt mit dem Argument, Monopole dürften nicht in Privathände gelangen. Vor allem andern aber ist der Begriff des Monopols,

der von den Bodenreformern und von den ihnen Geistesverwandten so unglaublich verzerrt wird, zu revidieren. Monopol — das ist ein Begriff, der sich immer so einfach darbot, der so bequem als Schlagwort zu verwenden war, und der daher von den nicht mit geistigen Glücksgütern Gesegneten begierig ergriffen wurde. Was ist ein Monopol, unter welchen Bedingungen entsteht ein Monopol? Haben wir denn heute überhaupt so viele Monopole oder monopolartige in Privathänden befindliche Betriebe — wenn man gar nichts mehr weiß, verwendet man nämlich den Ausdruck „monopolartig" — die absolut keine Konkurrenz haben oder bei denen die Gesamtheit nicht durch prozentuale Beteiligung interessiert ist? Alles das ist noch kaum untersucht worden. Was aber neuerdings betrachtet wurde und was die Theorien der Bodenreformer ganz zuschanden gemacht hat, das ist die sogenannte Monopolstellung des Bodens. Was Henry George unter Bodenmonopol verstanden hat, ist nicht zu retten. Nur in ganz primitiven Verhältnissen, das heißt in abgegrenzten Landbezirken, die ohne wirtschaftliche Bedeutung und ohne Kommunikation mit der Außenwelt sind, hat der Boden Monopolcharakter, und auch nur in so primitiven Zuständen ist die von George so hoch gepriesene einzige Steuer auf den Grund und Boden möglich. In den zivilisierten Staaten wird die Einführung einer solchen Steuer nicht Platz greifen können, es sei denn in ganz winzigen Staatsgebilden, die kaum als Staaten anzusprechen sind. Es ist bezeichnend, daß in Europa meines Wissens allein in dem schweizerischen Halbkanton Appenzell-Inner-Rhoden (mit nur 159 qkm Bodenfläche!) eine Annäherung an das bodenreformerische Ideal einer einzigen Grundsteuer erreicht ist, eine Annäherung sage ich, denn von einer vollen Durchführung ist auch hier keine Rede.

Ich weiß nun wohl, daß die Bodenreformer ihr Ideal einer einzigen Steuer ebenso wie das andere einer Bodenverstaatlichung in den Winkel gestellt haben und vorläufig mit einer sehr intensiven Besteuerung des Bodens zufrieden sind; aber die Rechtfertigung einer solchen intensiven Besteuerung liegt nicht weniger als die einer einzigen Grundsteuer in der genauen Erfassung der Grundrente, was eben nur in unkomplizierten Wirtschaftsverhältnissen möglich ist. Überall sonst ist Kapital und Arbeit viel zu eng mit dem Boden verwachsen, als daß die reine Grundrente klar zutage treten könnte. Die von Bastiat und Carey gegen die Rententheorie der klassischen englischen Schule vorgebrachten Einwände sprechen freilich in der Hauptsache nur vom Kapital, das untrennbar mit dem Boden verbunden sei, und hiergegen ließen sich immerhin noch mannigfache Möglichkeiten einer praktischen Unterscheidung von Kapital und Grundrente geltend machen. In neuerer Zeit aber haben sich die Grundrentenverhältnisse in den Städten durch das enorme Zusammenströmen von Menschen dorthin in einer Weise geändert, wie sie den englischen Nationalökonomen des vorigen Jahrhunderts unmöglich vorschweben konnte. Zwar war das Bereitstellen von Boden zum Anbau von Bodenfrüchten oder zur Bebauung mit Gebäuden stets eine Art von Bodenproduktion gewesen, neuerdings jedoch hat die Bodenbereitung zwecks Bebauung völlig den Charakter regulärer Güterproduktion angenommen. In der Tat wird der Boden um die Städte herum mit Aufwendung erheblicher Mengen von

Arbeit wie irgendeine andere Ware als Wohnboden produziert und unterliegt der Konkurrenz aller übrigen, um die gleiche Stadt herum befindlichen Böden, deren ursprüngliche Grundrente — als Lagerrente oder landwirtschaftliche Rente — in diesem Wettstreit immer gleichgültiger wird und deren durch die reine Produktion gewonnene Qualitäten den Ausschlag geben. Diese Produktionsqualitäten wird ein oberflächlicher Beurteiler freilich leicht als Lagerrente bezeichnen, denn es handelt sich bei ihnen um gute Situation des Grundstücks an guter Straße, um leichte Kommunikation mit der inneren Stadt und den übrigen Außenbezirken, um Nähe von größeren Plätzen und Anlagen usw. Wer aber weiß, daß alle diese schönen Dinge heute fast regelmäßig nicht dem Grundstück anhaften und auch nicht von außen den Grundstückseigentümern herangetragen werden, sondern gerade auf Initiative und Kosten der interessierten Eigentümer — besonders der Terraingesellschaften — veranstaltet sind, der hat keinen Zweifel, daß hier vor allem die Arbeit die Rente der Lage verursacht hat und daß es deshalb eine unmögliche Sache wäre, die Lagerrente als Grundrente von dieser produktiven Arbeit und von dem Kapital, das naturgemäß eng mit dieser Arbeit verknüpft ist, abzulösen. Damit aber fallen alle Hoffnungen der Bodenreformer in sich zusammen.

Schon früher habe ich darauf aufmerksam gemacht, daß die Ansicht, das zur Bebauung verfügbare Land könne nicht vermehrt werden, entweder eine platte Selbstverständlichkeit oder ein volkswirtschaftlicher Unsinn sei. Weil nun der Boden produziert wird wie jede andere Ware, unterliegt er auch im Handel den gleichen Bedingungen wie jede andere Ware. Berücksichtigt man insbesondere das vorhin schon besprochene Risiko der „Grundstücksproduzenten", so wird man ihnen ohne weiteres eine größere Risikoprämie zubilligen müssen.

Die geschäftsmäßige Spekulation, die zur Grundlage hat die „Bodenproduktion" zwecks Bebauung und die mit genauer Kenntnis des Grundstückmarktes arbeitet, ist im allgemeinen ein durchaus gesunder Geschäftszweig. Es werden hier manchmal freilich übermäßige Gewinne gemacht und oft genug mag auch das Zwischentreten von Agenten und Maklern den Grundstückpreis ungerechtfertigt in die Höhe schrauben, alles in allem jedoch sorgt schon die Konkurrenz der Böden untereinander und die kaufmännische Handhabung dieser Art von Spekulation, die verbunden ist mit genauer Kalkulation, dafür, daß Schwindelpreise zu den Seltenheiten gehören. Das Wort: „Taxen sind Faxen" ist viel gemißbraucht worden; es paßte auf die Hochkonjunktur um die Wende des Jahrhunderts sehr gut, aber werden nicht bei solcher Hochkonjunktur in allen Erwerbszweigen tausend Möglichkeiten im voraus eskomptiert? Die Bodenreformer jedoch haben — und dies bemerkt auch Weber sehr richtig — diese gesunde geschäftsmäßige Spekulation zum Teil beiseite gedrückt und dafür die ungesunde, mit Phantasiepreisen wirtschaftende der Urbesitzer gesetzt. Selbst der durchaus bodenreformfreundliche Mangoldt meint in seinem Buche über die städtische Bodenfrage, daß das Bekanntwerden der großen Gewinne, die auf bisher ländlichem Boden um die Städte herum gemacht worden sind, die Urbesitzer

auch von weiter entferntem Land zur Forderung außerordentlicher Preise aufgestachelt habe. Also das Geschrei der Bodenreformer hat nur das Ergebnis gehabt, daß die rationelle Spekulation durch eine unrationelle ersetzt worden ist! Wenn Adolf Weber hieraus den Schluß zieht, dies sei ein würdiges Ergebnis einer Reformbewegung, die vielleicht dermaleinst Stoff gäbe zu einer Geschichte der Schildbürger im 20. Jahrhundert, so wird man ihm nur beistimmen können.

An einer Stelle seines neuen Buches fragt Weber: „Wie lange mag es noch dauern, bis die Bodenreformer unter dem immer stärker werdenden Druck unbefangener wissenschaftlicher Untersuchungen sich zu einer gründlichen Revision ihrer Theorien entschließen?“ Die Antwort ist schnell gegeben: Die Gelehrten, die der Bodenreform einmal gefolgt sind, fangen meistenteils schon an zu revidieren, die anderen aber sind zu solcher geistigen Betätigung denn doch nicht in der Lage. Eine Stimme, die sich neulich sogar im offiziellen Organ des Bundes der Bodenreformer gegen die Wertzuwachssteuer erklärte, wird wohl in der Wüste verhallen. Die paar tausend Mitglieder des Bundes — mehr sind es nämlich nicht — mögen noch um ein paar tausend zunehmen, innerlich ist die Organisation gebrochen.

Jahrelang hat der Bund der Bodenreformer mit einem Bildchen aufgewartet, das einen Wegweiser zeigte, auf dessen drei Armen die Inschriften Kapitalismus, Kommunismus und Bodenreform prangten. Der Weg des Kapitalismus führte auf steiniges Land, der des Kommunismus ging im Zickzack in neblige Wolken hinein, der aber der Bodenreform ganz gerade in die strahlende Sonne. Doch das Wetter bleibt nicht immer dasselbe; die Wolken haben sich inzwischen auch über den Bodenreformweg gezogen. Vielleicht weil man dies eingesehen hat, zeigt man neuerdings nicht mehr das Bildchen. Jedenfalls müssen erst einmal alle diese Paradestücke eines dilettantischen Kleinbürgertums verschwinden, damit Platz werde für ein aus wirklicher Kenntnis gewonnenes Vorgehen in der Wohnungs- und Bodenfrage, das freilich den diskreditierten Namen „Bodenreform“ am besten völlig vermeiden würde.

Hymne.

Von Adolf Lantz.

Tausend Wunder geschehen —
Es schwebt ein Rauschen
Über der Stadt
Wie wenn seidene Fahnen
Ungesehen
Im Wind sich bauschen —
Und der Himmel hat
Sich um die Sonne gewoben,
Ganz um die Sonne gewoben,
Um seine Braut — — —
Geliebte!

Und alle Gassen,
Die sonst sich gequert,
Sind plötzlich
In eine Richtung gekehrt —
Geht keine mehr einsam
Nach da und nach dort,
Haben gemeinsam
Einen einzigen Ort
Als Ziel gefaßt:
Deinen Palast — — —
Geliebte!

Der sah noch gestern
Nicht anders aus
Wie rings in den Straßen
Haus um Haus.
Als ich heut ihn erschaut,
Ist er aus hellstem Kristall
Strahlend in die Luft gebaut,
Ein jäh verzauberter Wasserfall
Um einen flammenden Brand
— Den Glanz Deiner Seele — gebannt — — —
Geliebte!

Geheime Treppen
Steig ich hinan,
Eine Tür wird aufgetan,
Und in dem Raum,
Der mich umfängt,
Sind die Fenster verhängt.
Im gedämpften Leuchten thront
Meines Schicksals Traum,
In ein mildes Licht versenkt
Wie die Nacht in den Mond — — —
Geliebte!

Die Berufung.

Von

Georges Rodenbach.

(Fortsetzung.)

Als sie die Stadt hinter sich hatten und an dem baumbesetzten Kanal hin das Blachfeld erreichten, kam Wilhelmine auf den Einfall, aufs Eis zu gehen. Die Mütter erschraken . . .

Doch Hans, entschieden von fröhlicher Laune und fast lustig, ging darauf ein; er nahm das junge Mädchen bei der Hand, um ihr beim Herunterklettern des grasbewachsenen Ufers zu helfen; sie kamen durch den Abhang ins Laufen und eilten zusammen hinab. Wilhelmine fand Vergnügen daran; sie wunderte sich über die Verschiedenheit des Eises. Ist es der Einfluß der Luft, die dem Weiß flüchtige Töne beimischt, einen Schimmer von geschmolzenem Blei oder bläuliche Adern? Oder sind es die Reflexe, die das Wasser bewahrt hat und die nun durchschimmern? Weiterhin war das Eis plötzlich ganz dunkel. Ein Schlittschuhläufer war darüber hingefahren.

„Das sieht aus wie Kreide auf einer Schiefertafel," sagte Wilhelmine.

Hans lächelte und freute sich über das gute Bild. Er machte dem jungen Mädchen ein Kompliment. Wilhelmines Herz pochte. Sie erkannte Hans nicht wieder; er schien minder verschlossen und grämlich. Zum erstenmal sprach er so mit ihr. Begann sie ihm wohl zu gefallen? Wie lange schon gab sie sich Mühe dazu! Auch heute hatte sie ihre Kleidung nur in dem Gedanken an ihn angelegt. Sie sah reizend aus mit ihrem Samtkäppchen und dem dicken dunklen Pelz, in den sich ihre gleichfarbigen Haare verstrickten. Und

ihre Lippen, vom Frost gerötet, riefen neben diesem Pelz den Eindruck von Tapferkeit, Jagd und Blut hervor, als ob die Wunde des Mundes zu dem Tierfell gehörte.

Wilhelmine ging mit gelenken, kriegerischen Schritten, kühn gemacht durch den Frost, der den Körper wie mit einer Rüstung umfängt und zum Heldentum anfeuert. Sie selbst fühlte sich verändert. War es wirklich die Folge des Wetters, das solchen Einfluß auf uns hat, das uns durch seine Hitze erschlafft, durch den Regen entmutigt? Oder war es vielleicht wegen Hans und seiner freundlichen, so unerwarteten Worte, die ihr plötzlich eine Kraft und Glut verliehen hatten, um die Welt zu erobern?

Indessen wurde das Eis des Kanals zu kalt für die Füße. Hans wollte wieder ans Ufer; er half Wilhelmine die Böschung erklimmen, deren Gras von Reif glänzte. Er zog sie an der Hand empor, während die beiden Mütter lächelnd zusahen, wie sie so anmutig hinaufkletterten.

Wilhelmine erbebte, als sie ihre Hand in der seinen fühlte. Es war wirklich eine kräftige Hand, die bewies, daß seine Gesundheit nur durch seine Schuld und seine Lebensart gelitten hatte.

Dieser Händedruck, der seinerseits ganz mechanisch war, ohne daß etwas von seiner Seele in seine Finger gedrungen wäre, verwirrte Wilhelmine. Er war für sie eine holde Berührung, die sich durch ihr ganzes Wesen ergoß, als ob er ein Flakon geleert hätte, dessen Duft all ihre Glieder umfing, ihr durch alle Adern floß.

Sie hätte so bleiben mögen, die Hand in der seinen, den ganzen Spaziergang, das ganze Leben hindurch. Aber Hans hatte sie nur ergriffen, um ihr beim Heraufklettern des Hanges behilflich zu sein, und jetzt hatten sie die beiden Mütter wieder eingeholt und schritten in geschlossener Gruppe auf Damm zu, dessen mächtiger Turm sich bereits in den Tönen einer Radierung vom blassen Hintergrunde des Himmels abhob.

Wilhelmine wurde still und versonnen; ihr war, als wäre etwas Neues zwischen ihr und Hans geschehen, als wäre etwas Entscheidendes im Anzuge. Sie hatte ihn noch nie so geliebt wie heute, und noch nie hatte sie so gehofft, daß er sie wiederliebte. Sie ahnte und fühlte gleichsam, daß die Stunde mit anderem Klang schlagen würde. Plötzlich — doch warum nur jetzt? — fiel ihr ein, was ihre Mutter ihr damals gesagt hatte, als sie sie in Tränen aufgelöst fand: „Die Männer lieben besonders, wenn sie sich geliebt wissen."

Doch damals und in der ganzen Zwischenzeit hätte sie Hans niemals zu sagen gewagt, daß sie ihn liebte. Jetzt war es ihr, als ob dies Geständnis ihr nichts kostete; sie hätte es gleich abgelegt. Denn der Augenblick, der kommen muß, kommt stets. Die Ereignisse vollziehen sich von selbst, namentlich in der Liebe. Die Blüte am weißen Rosenstrauch der ersten Liebe will fallen, und wir wähnen sie zu pflücken, wenn sie sich entblättert . . .

So konnte Wilhelmine gleichzeitig sehr ruhig und sehr verwirrt sein; sie besaß völlige Geistesgegenwart inmitten einer großen Bestürzung. Ruhig und geistesgegenwärtig war in ihr das unabwendbare Schicksal, das sich in ihr und ohne ihr Zutun vollziehen sollte.

Alles mußte geschehen, wie die Logik des Mysteriums es erheischte: oder warum suchte sie sonst mit Hans ein paar Augenblicke allein zu sein, um ihm ihre Liebe zu gestehen?

Bisher wähnte sie, daß sie sich lieber jedem andern als Hans eröffnen würde. Jetzt fühlte sie, daß sie nur in seiner Gegenwart, nur vor ihm allein sprechen könnte, — selbst vor ihrer Mutter nicht, die doch um alles wußte, ja die ihr das angeraten hatte, was sie soeben vorhatte . . . War doch die Zeit der Erfüllung gekommen, und dann bestimmt nicht mehr der Wille, sondern das Schicksal die Formen. Wilhelmine wußte also, daß sie mit Hans reden würde und daß ihr Leben auf dem Spiel stände. Sie war bereit; sie wartete.

Plötzlich sahen sie auf dem zugefrorenen Kanal einen Schlitten von Holland herkommen, ein Pferd vorgespannt, das auf dem Eis trabte wie auf einer Straße. Er näherte sich rasch und leicht, überholte den Wind und durchtönte die Stille mit dem kupfernen Klang seiner Schellen.

Frau Cadzand, Frau Daneele und die beiden jungen Leute waren stehen geblieben, um das malerische Gefährt vorbeifahren zu sehen. Auf der Sitzbank saß eine junge Frau, das hübsche rosige Gesicht von einer jener Flügelhauben umschlossen, wie man sie in den Grenzdörfern trägt, deren Linnen und Spitzenschmuck von Edelsteinen, Plättchen und goldenen Spiralen festgehalten werden. Hinter ihr stand, die langen Zügel haltend, ein Bauer von stattlichem Wuchs, mit glattem, gebräunten Gesicht, und beugte sich über ihren Nacken, den er mit den heißen Kohlen seiner Lippen wärmte. Das schöne Paar, wahrscheinlich jung verheiratet, schien seine Hochzeitsreise in diesem Schlitten zu machen, der bunt bemalt war wie ein Boot!

Die Mütter setzten ihren Gang fort; Hans stand immer noch mit Wilhelmine da und blickte noch einen Augenblick der schmucken Vision nach, die rasch über die Eisfläche dahinflog.

So waren die beiden jungen Leute allein.

Wilhelmine sagte: „Das ist gewiß ein junges Ehepaar."

„Warum?"

„Weil sie so glücklich aussehen!"

Hans gab keine Antwort. Sie schwiegen beide. Aber Wilhelmine war entschlossen, als ob eine innere Stimme ihr befohlen hätte, zu sprechen, als ob der Augenblick, der kommen sollte, da sei.

„Ich möchte an ihrer Stelle sein," setzte sie hinzu. „Auch ich möchte mit jemand dahinfahren . . ."

Und sich ein Herz fassend: „Mit dir, Hans, jawohl, mit dir, weit fort fahren, wo wir ganz allein wären . . ."

Der junge Mann blickte sie voller Überraschung an; er hatte sie nicht verstanden . . .

„O ja, Hans! Hast du denn nichts gemerkt . . . seit so langer Zeit? Seit so langer Zeit, wo ich dich liebe! . . . Und du? . . ."

Hans war verstört. Er stammelte unbestimmte Worte: „Aber das ist ja unmöglich!“

Wilhelmine erschrak jetzt. War er wirklich seiner Berufung treu geblieben? Hatte er seinen Vorsatz, in den geistlichen Stand zu treten, unverändert bewahrt? Aber warum dann der lockende Schein einer Veränderung, diese freundlichen Worte, dies Aussichherausgehen, das ihr die Kraft zum Geständnis gegeben hatte? . . .

Sie wollte alles wissen, sofort Aufklärung haben.

„Unmöglich? Warum? Wo doch selbst unsere Mütter glücklich darüber wären!“

„Sie wissen es also?“

Hans begriff im Nu die ganze lange, rührende Kriegslist. Ja! das war die schlimmste Versuchung, das größte Opfer, das Gott von ihm forderte. Er zauderte zwar keinen Moment; er schwankte nicht in seiner Berufung, die deutlich und unwiderruflich vor ihm stand. Er hatte sich Gott geweiht und wollte sich nicht zurücknehmen. Aber die guten Herzen, die er betrüben würde! Er begriff jetzt den intiemn Verkehr seiner Mutter mit Frau Daneele, die häufigen Begegnungen und Spaziergänge. Und die arme Wilhelmine, die ihn liebte, so hübsch und so traurig angesichts seines Schweigens! . . . Hans brachte kein Wort hervor. Sie standen stumm beieinander, als stände ein Toter zwischen ihnen.

Trotzdem sagte sich Hans mit der Raschheit des Denkens, die man in solchen Momenten hat, daß s i e für ihn die Versuchung, der süße Apfel der Eva war, die stets die Bundesgenossin des Teufels ist. Ein furchtbarer Mitschuldiger, der ihn von seinem Weg abbringen wollte! War sie es nicht schon am Abend ihres ersten Balles gewesen, als sie in jener Toilette erschien, die ihn so verletzt hatte? Plötzlich sah er die Schultern wieder, die Rückenlinie, die bloßen Arme, und vor allem die schlimmen Früchte des Busens, die verbotenen Früchte am Rande des Tüllkleides . . .

Da gab er entschlossen seine Antwort. Er suchte mit sehr traurigem, sehr sanftem Tonfall zu mildern, was er zu sagen hatte. Vor allem ohne jede irdische Rücksicht. Jawohl, er würde nie heiraten; er wollte Mönch werden und hatte nur etwas gewartet, um seine arme Mutter zu schonen. Wilhelmine möge ihn vergessen; sie sei seine Kindheitsgespielin gewesen; sie würde seine Schwester bleiben in der heiligen Mutter Kirche . . .

Wilhelmine weinte . . . Plötzlich, als die beiden Mütter sich umdrehten und auf sie warteten, bezwang sie sich und unterdrückte ihre Tränen.

Sie holten sie ein. Der Abend sank bereits, schneller als man geglaubt hatte. Der schwarze Kirchturm von Damm, der wegen der großen Reinheit der Luft nah erschien, rückte weiter zurück. Es war zu spät, um noch dorthin zu gehen. Sie kehrten um, jetzt alle zusammen und schweigsam, die beiden Frauen etwas müde von dem rauhen Wind und dem Gehen, und Wilhelmine wegen des entscheidenden Schlages; sie schien in ihrem Herzen ein totgebornes Kind zu tragen.

In ihnen wie um sie herrschte die Schwermut des Zuendegehens, — das Ende der Hoffnung und das Sinken des Tages. Frau Cadzand merkte die gezwungene Miene der jungen Leute und dachte sich wohl, daß etwas Trauriges geschehen sei. Sie sah bang und

schwermütig die Sonne in ihren Augen verlöschen . . . Nebel ballten sich und wallten empor, erhoben sich von den Feldern zur Sonne, die bleich wurde und hinter ihrer durchsichtigen Gaze verschwand.

Als sie sich der Stadt näherten, war es Abend geworden. Die Mühlen am Uferrand standen unbeweglich und halb versunken, in starrer Linie, wie Kreuze auf Gräbern.

Die Sonne war untergegangen . . . Wilhelmine ließ ihren Tränen in der sinkenden Nacht freien Lauf. Und Hans betete die ganze Zeit. Er pries Gott, daß er ihn in dieser Prüfung beschützt hätte, und dankte ihm für das Zeichen, das er ihm beim Sonnenuntergang in den Nebeln gesandt hätte: die bleiche Sonnenscheibe, wie eine Abendmahlsschüssel, eine Hostie, eine Tonsur, die ihn gleichsam an seine Berufung gemahnte.

8.

Die Eigenliebe ist bei jungen Mädchen oft stärker als die Liebe. Wilhelmine litt unter dem Erwachen aus ihrem schönen Traume, unter der Gewißheit, daß Hans sie nicht liebte und nie lieben würde. Sie hatte sich eine so zärtliche Zukunft geträumt! Sie hatte ihn so leidenschaftlich angebetet! Wer wird je erfahren, was sie ihm sagte, wenn sie mit seinem Ebenbild sprach, das sie in sich trug? Mit welchen glühenden Augen betrachtete sie ihn, ohne daß jemand es merkte, jedesmal, wenn sie zusammen waren! Aber wie war es möglich, daß er selbst diese Blicke nicht fühlte, die ihn bis ins Herz treffen und es ihm hätten versengen müssen! Wie schön waren ihre Träume gewesen! Sie sah sich allein mit ihm in fremden Ländern; sie trug ihr weißes Kleid vom ersten Balle; er umarmte sie und sie ihn. Eine göttliche Empfindung, und so stark, daß sie ganz erstaunt erwachte und tief betrübt war, sich allein in ihrem dunklen Zimmer zu finden. — Der Mond schien durch die Tüllvorhänge . . . . Ihretwegen hatte sie vielleicht von ihrem weißen Ballkleide geträumt . . . Oh, holde Zeit, wo diese Liebe sie ganz erfüllt hatte! Sie würde nie wieder so lieben. Sie trauerte über das Ende dieser Liebe; aber sie litt auch darunter, verschmäht zu sein.

Sie sah nicht mehr das strahlende Antlitz von Hans, das sie sich allabendlich beim Einschlafen zu vergegenwärtigen suchte, um es in die Tiefe des Schlafes mitzunehmen, sondern vielmehr sein kaltes, ruhiges, etwas hartes und gleichgültiges Gesicht vom letzten Tage, an dem sie ihr Geständnis gewagt hatte. Wenn sie sich sagte, daß er nicht einen Augenblick bewegt war! Hatte ein zu strenger Glaube sein Herz so ausgedörrt? — Mochte er denn Priester werden! Dies war für sie beide das beste Schicksal. Mit ihm verheiratet, wäre sie unglücklich geworden.

Wilhelmine hatte ihrer Mutter alles gebeichtet. Sie fügte hinzu, daß sie Hans fortan nicht mehr sehen könne. Sie grollte ihm, weil er sie verschmäht hatte. Außerdem würde sie in seiner Gegenwart zu verlegen sein. Frau Daneele besuchte ihre Freundin nur noch selten und ging jetzt allein zu ihr.

Das Haus in der Rue de l'Ane Aveugle versank in noch tiefere Stille. Hans war häuslicher denn je, und auch frömmer denn je. Er ging wie stets des Morgens zur Messe;

oft aber ging er des Nachmittags noch einmal in die Kirche, um die Stationen durchzumachen oder eine Kerze zu opfern. Beichte und Kommunion jede Woche.

Die übrige Zeit blieb er in dem großen Zimmer im ersten Stock eingeschlossen. Seine Arbeiten hatte er nicht fortgesetzt; die angefangene Studie über die Beghinen von Brügge und ihre Geschichte erschien ihm zu weltlich. Er ging ganz in seiner Berufung auf und bereitete sich auf das geistliche Leben vor. Eines Tages entdeckte Frau Cadzand unter seinen Papieren eine Korrespondenz mit dem Dominikanerkloster in Gent, dem Kloster, in das einzutreten er sich vorgenommen hatte, seit ein Pater dieses Ordens bei den Andachten in der Priesterschule gepredigt hatte. Jetzt antwortete der Prior in einem Auskunftsschreiben auf einen Fragebrief, den Hans an ihn gerichtet haben mußte. Er enthielt lauter Einzelheiten über den Eintritt in den Orden, das Noviziat, die Beschäftigungen, die Andachtsübungen, die Ordensregel, die das Geländer bildet, an dem sich die Mönche festhalten, um die Leiter der Stunden hinaufklimmen, ohne zu straucheln . . . Frau Cadzand verglich diese Vorschriften mit seinem jetzigen Wandel und fand, daß er schon jetzt bei ihr fast so lebte, wie er später im Kloster leben würde. Er war schon ein halber Mönch, ein halber Toter für sie.

Trotzdem wollte sie Widerstand leisten, bis zum letzten Augenblick kämpfen. Was sollte aus ihr werden, wenn Hans sie verließ? Sie würde ihr Leben damit verbringen, ihn von Zimmer zu Zimmer zu suchen. Sie würde in dem leeren Hause wohnen, wie man in einer Ruine haust. Hans! Hans! Hatte sie ihm zu dem Zwecke das Leben gegeben, ihn gehätschelt, gewärmt, geküßt, bewacht und in Windeln gewickelt, die sie eigenhändig genäht hatte? Nun wollte er fortgehen und sie ganz allein lassen! Allein sein — fürchten sich die Sterbenden nicht davor, und liegt nicht darin das Grausen des Grabes?

Sie erkannte, daß ihr ein ganz schwacher Hoffnungsstrahl blieb, nämlich die Beobachtung des neuen strengeren Lebens, das Hans jetzt führte, seit er den Brief von dem Dominikanerprior empfangen hatte.

Freilich, die anbetungswürdige Anmut Wilhelmines, dieser holden Mitschuldigen, hatte versagt. Sein Herz hatte nicht gesprochen und würde es nie tun. Selbst gegen sie zeigte er sich schon kälter und fremder. Er begleitete sie nur noch in die Frühmesse nach Notre Dame. Den Rest des Tages, außer bei den Mahlzeiten, erblickte sie ihn nicht mehr. Er vertiefte sich allein in Betrachtungen und fromme Lektüre, namentlich in die Predigten Lacordaires und anderer Dominikaner. Er bereitete sich auf das Predigen vor, das die Hauptbeschäftigung und den Ruhm dieses Ordens bildet . . . Er entwarf Reden und Andachten. Manchmal sprach er ganz laut in seinem Zimmer. Frau Cadzand erschrak eines Tages darüber, als sie eintrat und ihn gestikulierend dastehen sah, wie er zum offenen Fenster hinauspredigte. . Wie der heilige Franz von Assisi die Vögel und Fische bekehrte, so predigte Hans den Schwänen auf den fernen Kanälen, den Bäumen am Kai, dem Rauch und den Glocken, allem, was verfliegt, den Nebel bevölkert und die Stille bewohnt . . .

Dritter Teil.

1.

Hans war in seinem Herzen fest geblieben. Nun griff die Hölle seine Sinne an.

Frau Cadzand entsann sich, früher einmal ein seltsames Bild der Versuchung des heiligen Antonius gesehen zu haben, aber nicht durch mehrere Frauen, die sich darboten, wie bei Breughel und Teniers; sondern ein einziges Weib, ganz nackt, hat den Gekreuzigten ersetzt und bietet ihren Leib auf dem Kreuze selbst dar, ebenfalls in Form eines Kreuzes, und mit Rosen gekrönt. Das war eine weit furchtbarere Versuchung, eine, die nicht mehr verschwindet. Auf den andern Bildern hatte der Einsiedel, weil er wählen mußte, die Zeit, in sich zu gehen und sich zu retten. Hier nahm die Gefahr zu, weil sie gleichzeitig war.

Eines Tages sollte Frau Cadzand gewahr werden, daß eine gleiche Versuchung in die Einsamkeit, in der Hans lebte, eintrat. Er war gefeit gegen die allgemeinen Gefahren der Frauen. Aber der Teufel ist erfindungsreich. Er verkörpert sich in einer einzigen, er wählt die, welche nötig war, das veränderliche Antlitz der ewigen Eva mit den gleisnerischen Worten. Er versucht ihn daheim in seinem eigenen Hause, durch die fortwährende Gegenwart einer, die man nicht beargwöhnte . . .

Und um ihn besser zu verführen, ihn nicht argwöhnisch zu machen, hatte die junge Ursula Augen voller Unschuld, als sie eines Morgens bei Frau Cadzand erschien, deren Zimmermädchen sie verließ, um zu heiraten. War sie ein Ersatz? Oh nein! Die alte Köchin Barbara, erfahren wie sie war, hätte zu den häuslichen Arbeiten fast genügt. Höchstens der Vorwand galt, daß sie etwas nähte und die Hauswäsche in Ordnung hielt. In Wahrheit kam sie aus den Tiefen der Ewigkeit, um Hans das Unglück zu bringen. Unser Schicksal muß sich vollziehen; und es wählt häufig die ersten besten Boten aus, beliebige Mitschuldige, um zum Ziele zu kommen. Hier war freilich die Wahl sehr fein getroffen. Ursula war verführerisch. Selbst Frau Cadzand freute sich, sie in Dienst genommen zu haben. Das Haus war seitdem wie verändert. Sie fragte sich: „Verjüngen neue Gesichter die alten Wohnungen?“ In der Tat heiterte Ursulas Schönheit, ihr unbewußtes Lächeln alles auf. Ihre Augen erhellten die Zimmer, als ob man zwei neue Fenster durch die Wände gebrochen hätte.

Ja, ihre Augen waren wirklich unschuldsvoll, sie waren weit und blau, Augen wie ein Marienmond, wie Quellen, die den Himmel spiegeln! Aber es war mehr darin als ihre Farbe, um sie verführerisch zu machen: auch ihre Form und Bewegung; denn diese Augen führten gleichsam ein selbständiges Leben; sie schienen in ihrem Gesichte kaum heimisch. Wenn Ursula einen Blick warf, so war es, als ob ihre Augen ihre Lider verließen, sich näherten, sich niederließen und Wärme hervorriefen wie eine Berührung. Ihre Augen waren verführerisch wie Lippen. Sie drückten Küsse überall hin, brennende, betörende

Küsse. So empfand es auch Hans, und auch sie wurde vom ersten Moment, wo sie ihn sah, verwirrt und verführt durch sein schönes blasses Gesicht, sein wirres Lockenhaar.

Hans fühlte auf seinem ganzen Körper das Ruhen dieser großen Augen, ein seltsames Streifen und Prickeln, das die trägen Grachten nachts empfinden müssen, wenn der Sternenhimmel sich in ihnen spiegelt. Was wollten diese Augen, brennend wie Sterne, die auf ihm ruhten und sich zu vermehren schienen? Nach der Mahlzeit, bei der diese erste Begegnung stattgefunden hatte, als er wieder in sein Zimmer ging, war ihm ganz seltsam zumute, als wäre etwas Ungewöhnliches geschehen, als hätte er in seinem Meßbuch immerfort die Gewissensprüfung des sechsten und neunten Gebots gelesen. Eine unerklärliche Verwirrung! Er dachte, ohne zu wissen, warum, wieder an den Namen des Mädchens: Ursula, der Name der Jungfrau Memlings, und er hieß gleich ihm Hans ... Aber ziehen die Dinge sich nicht an? Und ist das, was wir Zufall nennen, nicht einfach das Zeichen, die Ankündigung des Schicksals?

Ursula, blond und blauäugig, war unter dem Anschein einer gotischen Jungfrau eine sinnliche Natur. Zwanzigjährig, hatte sie in den Städten rasch Abenteuer erlebt. Jetzt, in dem mönchischen Leben von Brügge, verwirrte und versuchte Hansens Jugend ihre Sinne. Sie begann um ihn herumzuschweifen, rauschte mit ihrem Kleide vor seiner Tür, wenn er arbeitete, verzögerte sich auf den Gängen und Treppen, um ihm zu begegnen, ihn zu streifen .... Er begann, ohne etwas zu durchschauen, das Gefühl zu haben, daß sich ein Netz um ihn spannte.

Bisher hatte Hans die Frauen nicht angesehen. Er war völlig unschuldig, doppelt jungfräulich, nicht allein körperlich, sondern auch geistig, denn er hatte nie um das Geheimnis der Geschlechter gewußt, noch es ergründen mögen. Seinem Geiste war der Schmelz noch nicht abgestreift. Sein Leib war keusch und heilig wie das Wachs der Kerzen.

Höchstens an dem Abend, wo Wilhelmine im Ballkleid erschien, hatte er eine Ahnung vom Weibe bekommen, hatte die Schultern, den Busen, die Einzelheiten gesehen ... Wenn Ursula ihn jetzt anblickte, kehrte ihm diese Erinnerung wieder. Er sah auch sie jetzt in ihrer enganliegenden Taille weiß und rosig, nur halb bekleidet ...

Dies sündige Bild verfolgte ihn; besonders wenn Ursula ihn mit ihren kecken Blicken lange magnetisiert hatte. Diese Augen waren stets unterwegs, hoben den Raum zwischen ihm und ihr auf, ruhten auf seinem Gesicht, prickelten auf seinen Händen, drangen ihm in die Augen, küßten seinen Mund und schienen bis unter seine Kleider zu dringen, sein Herz zu erbeuten, seinen ganzen Leib zu plündern, zu liebkosen, zu versengen und zu betasten ...

(Fortsetzung folgt.)

Die diplomatische Laufbahn.

Von

Adolph von Flöckher.

Bekanntlich sind am 1. Mai 1908 von der deutschen Regierung neue Bestimmungen über den Eintritt in den diplomatischen Dienst erlassen worden, die sich jeder gedruckt kaufen kann (während die früheren Zulassungsbestimmungen nur in einer lithographierten Zusammenstellung des Auswärtigen Amtes vorhanden waren und möglichst geheim gehalten wurden). Fürst Bülow hat den Stier bei den Hörnern gepackt und eine den modernen Erfordernissen der diplomatischen Laufbahn entsprechende Abänderung der veralteten Zulassungsvorschriften vorgenommen. Die Wirkung wird sich natürlich erst nach und nach bemerklich machen, da die jetzigen Diplomaten ja alle noch nach dem alten Reglement aufgenommen worden sind. Der Reichskanzler ist in der Lage, jeden ihm geeignet erscheinenden jungen Mann als Kandidaten für den diplomatischen Dienst ins Auswärtige Amt aufzunehmen, einerlei, ob er Träger eines adligen Namens ist oder nicht, und einerlei, welchem Beruf er bis dahin angehört hat. Ich betone das ausdrücklich, weil gerade diese beiden Bestimmungen noch immer fast allen unbekannt sind. Zugelassen zur Vorbereitung für die diplomatische Laufbahn kann jeder junge Mann werden, der hinreichende wissenschaftliche Kenntnisse hat, in guter Vermögenslage sich befindet und eine französisch-englische Vorprüfung besteht. Der Nachweis hinreichender wissenschaftlicher Kenntnisse ist in der Regel durch ein Zeugnis über die bestandene Referendarsprüfung zu erbringen. Man wird es vielleicht auffallend finden, daß die Juristen so begünstigt sind, aber solange auf den Schulen keinerlei Rechtsbegriffe gelehrt werden, wird man immer von den Kandidaten der Diplomatie ein gewisses juristisches Studium verlangen müssen. Ich habe selbst in meiner auswärtigen Praxis, wo ich oft der einzige Deutsche war, der deutsches Recht kannte, erfahren, daß der Diplomat etwas juristisch vorgebildet sein muß, wenn er seinen Landsleuten mit Rat und Tat zur Seite stehen soll.

Ehe ein junger Diplomat Legationssekretär wird, hat er in der Regel ein Alter von 26 bis 28 Jahren erreicht. Ich glaube, daß schon diese Tatsache dazu führen müßte, in Zukunft die Referendare und Assessoren nicht mehr in so ausgedehntem Maße zu begünstigen wie bisher, sondern nur ein Mindestmaß juristischer Kenntnisse zu verlangen, denn mehr als allgemeine Rechtsbegriffe sind nicht nötig und werden auch von anderen Regierungen nicht verlangt. Jedenfalls ist es viel wichtiger, daß der Kandidat möglichst jung in die diplomatische Karriere eintritt, als daß er vorher alle möglichen Gesetze kennen lernt, die er nachher nie wieder in seinem Leben braucht. In England kann ein Kandidat, der älter ist als 24 Jahre, keinesfalls mehr zugelassen werden.

Ferner ist die Vorbedingung, daß der Kandidat in einer guten Vermögenslage sich befinden muß, zu weit gehend. Es müßten Bestimmungen getroffen werden, die es ermöglichten, nicht unter allen Umständen auf Vermögen zu sehen, denn mit den jetzigen Gehältern kann kein deutscher Diplomat auskommen. Die ersten vier Jahre als Attaché erhält er überhaupt kein Gehalt, sondern günstigstenfalls einen kleinen Zuschuß, und später bekommt er ein so geringfügiges Gehalt, das er jährlich erhebliche Summen zusetzen muß, wenn er seinen Platz ausfüllen und allen Anforderungen genügen will. Die Diplomaten sind bei vielen Gesandtschaften nicht besser bezahlt als die subalternen Kanzleibeamten, während z. B. die Engländer Gehälter gewähren, mit denen jeder auskommen kann. Ein englischer Legationssekretär, der als Geschäftsträger fungiert, erhält außer seinem Gehalt vier bis sechs Pfund Sterling täglich Zulage, während der deutsche Legationssekretär ungefähr $^1/_9$ davon bekommt. Hier muß also der

Hebel angesetzt werden, wenn man mehr die Geistesgaben als den Geldbeutel bei der Auswahl der diplomatischen Aspiranten entscheiden lassen will. Man hat immer behauptet, daß ein finanziell unabhängiger Diplomat besser seinen Posten ausfülle, weil er nicht am Amte klebe und ja auch ohne das Amt leben könne, aber ich habe im diplomatischen Leben diese Theorie nicht bestätigt gefunden. Grade die englischen Diplomaten, die zum großen Teil lediglich auf ihr Gehalt angewiesen sind, sind fast ohne Ausnahme mustergültige Diplomaten.

Nach dieser kleinen Abschweifung wollen wir nun den Werdegang des jungen Diplomaten, der in das Auswärtige Amt aufgenommen ist, und damit das Recht bekommen hat, sich Attaché auf seiner Visitenkarte zu nennen, weiter verfolgen. Der Vorbereitungsdienst dauert für die Attachés ohne juristische Vorbildung fünf, für die Referendare vier Jahre und für die Assessoren ein Jahr und erfolgt durch Beschäftigung bei den verschiedenen Abteilungen des Auswärtigen Amtes, sowie bei den Auslands-Posten. Mit Rücksicht auf die gesteigerten wirtschaftlichen Interessen des Deutschen Reiches ist auch die neue Bestimmung getroffen worden, daß die Attachés einen Teil ihrer Vorbereitungszeit bei einer Bank, einem größeren Handelshause, bei einer Handelskammer oder auf einer Handelshochschule verbringen können, damit sie mehr nach der wirtschaftlichen Seite sich ausbilden und praktischen Sinn gewinnen können. Ich halte diese Bestimmung, wenn sie wirklich durchgeführt wird, für außerordentlich segensreich. Die rein politischen Fragen, mit denen sich die Diplomaten zu beschäftigen haben, werden immer seltener; die meisten Fragen sind wirtschaftspolitischer Natur. Das geht soweit, daß beispielsweise bei einer gewissen Gesandschaft nur 1/10 der Berichte politische sind. Die allgemein verbreitete Vorstellung, daß sich die Diplomaten nur mit Politik und Staatsgeheimnissen beschäftigen, ist längst hinfällig geworden.

Nach Abschluß seiner Vorbereitungszeit kann der Attaché zur diplomatischen Prüfung zugelassen werden, die in einen schriftlichen und in einen mündlichen Teil zerfällt. Sie ist so schwer, daß der Reichskanzler selbst sie nicht bestehen könnte, wenn er streng geprüft werden würde. Es ist aber sehr gut, daß sie jetzt schwieriger geworden ist, denn früher schlüpften manchmals unfähige Kandidaten, insbesondere Angehörige des hohen Adels durch, die nicht einmal über die notwendigsten Kenntnisse verfügten und nun durch Verwendung auf gleichgültigen Posten mitgeschleppt werden müssen. Die schriftliche Prüfung umfaßt vier Arbeiten aus dem Gebiete der Geschichte, des Staatsrechts, des Völkerrechts, der Nationalökonomie, der Finanzwirtschaft und der Handelspolitik. Eine Arbeit ist in französischer und eine in englischer Sprache anzufertigen. Die mündliche Prüfung umfaßt außer den genannten Materien noch die politische Geographie. Außerdem hat der Bewerber einen Vortrag über einen den Akten des Auswärtigen Amtes entnommenen praktischen Fall zu halten. Ist das Examen bestanden, so erfolgt die Ernennung und früher oder später die Anstellung als Legationssekretär.

Damit hat er dann die erste Stufe der diplomatischen Beamtenhierarchie erklommen und wird irgend einer Mission zugeteilt.

Ehe der junge Diplomat sich auf seinen neuen Posten begibt, ist es seine Aufgabe, sich über alle Einzelheiten des Landes, in welchem er tätig sein wird, zu informieren. Er hat in der Regel mehrere Wochen Zeit hierzu, da er sich nur in Ausnahmefällen sofort auf seinen Posten begeben muß. Für die Reise wird ihm im Auswärtigen Amt ein in besonders großem Format hergestellter sog. Kaiserpaß ausgestellt, während er sich von der diplomatischen Vertretung des Staates, in den er sich begibt, ein „laissez passer" ausstellen läßt, das er nur vorzuzeigen braucht, um mit seinem gesamten Reisegepäck die Grenze frei zu passieren. Nach seiner Ankunft auf dem neuen Posten hat er sich unverzüglich bei dem Missionschef zu melden. Dieser stellt ihn dem Staatsoberhaupt, dem Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, den wichtigsten Behörden und dem gesamten diplomatischen Korps vor. Die Tätigkeit des Legationssekretäre besteht hauptsächlich in der Unterstützung des Missionschefs, dem er zugeteilt ist. Verreist dieser, so ist der Legationssekretär sein gegebener Stellvertreter und führt als solcher den Titel „Geschäftsträger". In der übrigen Zeit konzipieren, registrieren und expedieren die Legationssekretäre die Noten und offiziellen Depeschen. Sie erledigen mündliche

Aufträge bei den Behörden des Landes oder bei den anderen fremden Vertretern. Sie überwachen die Archive der Mission, chiffrieren und dechiffrieren die Depeschen und fertigen die Reinschriften der Noten oder Briefe an, welche der Missionschef zu schreiben hat. Ein Teil der technischen Arbeit wird indessen bei uns den Legationssekretären durch die Subalternbeamten abgenommen, während andere Staaten, wie England und Italien auf den meisten Legationen überhaupt keine Kanzleibeamten haben, sondern deren Dienst durch die Attachés und Legationssekretäre verrichten lassen. Die Kanzleiarbeit halte ich aber für die jungen Diplomaten nur als Studium und zur Übung, nicht aber dauernd für angebracht. Das Richtige liegt, wie so oft, in der Mitte. „Lacksticfeldiplomaten", die in den Großstädten ein otium cum dignitate führen, können wir nicht länger brauchen. Wir sollten daher die Attachés mehr als bisher zur Kanzleiarbeit heranziehen, die Legationssekretäre dagegen nur für die höheren Aufgaben der Diplomatie verwenden.

Die Mission, bei denen die Legationssekretäre tätig sind, zerfallen jetzt in vier Klassen. Die vornehmsten Missionen sind die Botschaften bei den Großmächten. Dann folgen die Gesandtschaften. Auf diese die Ministerresidenturen und schließlich die Generalkonsulate mit diplomatischem Charakter.

Die Ministerresidenturen befinden sich bei Staaten von geringer internationaler Bedeutung. Wir haben solche in Bangkok, Bogota, Caracas, Cettinje, Havana, Lima, La Paz, Montevideo, Port au Prince.

Generalkonsulate mit diplomatischem Charakter haben wir in Budapest, Kairo, Kalkutta, Sofia. In der Regel erhalten diese diplomatischen Generalkonsuln den persönlichen Titel und Rang eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers.

Viele Staaten haben noch eine fünfte Klasse von Missionschefs, nämlich die ständigen Geschäftsträger. So hat Frankreich z. B. einen Geschäftsträger in München, und Guatemala, Liberia, Luxemburg und Venezuela haben ständige Geschäftsträger in Berlin. Wir haben keine ständigen Geschäftsträger, sondern nur im Falle der Beurlaubung eines Missionschefs interimistische Geschäftsträger.

Eine besondere Stellung nehmen auch heute noch Diplomaten des Papstes ein, indem sie in den meisten Staaten vor allen ihren Kollegen rangieren und die Ehrenstellung eines Doyen einnehmen, die sonst nur demjenigen Diplomaten gebührt, der am frühesten von allen sein Beglaubigungsschreiben übergeben hat.

Vor der Ernennung eines Vertreters bei einer fremden Regierung war es früher allgemein üblich, bei dieser anzufragen, ob dieser „persona grata' sei, und ihn nur in dem Falle zu akkreditieren, daß die Frage bejaht wurde. Heute wird diese Vorsicht eigentlich nur bei den Hauptposten geübt und bei den minder bedeutenden Missionen in der Regel außer acht gelassen. Natürlich beruht das Verfahren dabei auf Reziprozität mit den einzelnen Staaten.

Die Überreichung des Beglaubigungsschreibens, das vom Kaiser eigenhändig unterschrieben ist und mit dem Kaiserlichen Siegel verschlossen wird, erfolgt in feierlicher Audienz bei dem fremden Staatsoberhaupt mit einer Rede, die der Missionschef frei zu halten hat. Es ist Usance, eine Abschrift des Beglaubigungsschreibens und der Rede vorher dem Minister der Auswärtigen Angelegenheiten einzureichen, damit die Antwort des Staatsoberhauptes vorbereitet werden kann.

Die Vorrechte, welche der Missionschef genießt, sind auch in unseren modernen Zeiten noch ganz außerordentliche. Die beiden Hauptprivilegien sind die persönliche Unverletzlichkeit und die sogenannte Exterriorialität, worunter eine absolute Unabhängigkeit von den Gesetzen, Behörden und Gerichten des Landes verstanden wird. Die Unverletzlichkeit erstreckt sich nicht nur auf die Person des Missionschefs, sondern auf das ganze diplomatische und offizielle Personal, auf ihre Familie und auf ihre persönliche Dienerschaft.

Die Exterriorialität äußert sich zunächst darin, daß die Missionschefs ihr Domizil in dem Lande behalten, welches sie vertreten, und daß sie lediglich den Gesetzen dieses Domizils unterstehen in allen den Fällen, wo das Domizil maßgebend ist für das Gesetz, dem jemand unterworfen ist und für die gerichtlichen Handlungen, die notwendig werden. Die Diplomaten unterliegen weder den Straf- noch

den Zivilgerichten des Landes, und ein Prozeß gegen sie ist immer nur in ihrem Heimatlande möglich. Das Haus, in dem der Missionschef wohnt, ist unzugänglich für alle Behörden des Landes, selbst im Falle der Ausübung der Strafjustiz, es sei denn, daß die Zustimmung des fremden Diplomaten vorher erlangt ist. Die diplomatischen Agenten sind befreit von den Steuern und von den Zöllen. Die Exterriorialität erstreckt sich auf ihr gesamtes Mobiliar, das selbst nach ihrer Abreise niemals beschlagnahmt werden kann. Schließlich haben die fremden Minister auch noch das Privilegium, den Kultus ihrer Religion in ihrem Hause zu pflegen und ihre Landsleute daran teilnehmen zu lassen.

In neuerer Zeit ist jedoch die Exterriorialität nicht mehr in allen Fällen anerkannt worden. So hat sich beispielsweise die französische Regierung bei Gelegenheit eines von einem Russen im russischen Botschaftspalais zu Paris begangenen Mordes mit Erfolg auf den Standpunkt gestellt, daß trotz der Fiktion der Exterriorialität der Mord in Frankreich begangen worden sei und nicht auf russischem Gebiet, wie es die Regierung in St. Petersburg prätendierte. Die russische Regierung hat sich schließlich fügen müssen und ihren Rückzug mit der Erklärung gedeckt, daß sie nach denselben Grundsätzen verfahren würde, wenn ein ähnlicher Fall sich im französischen Botschaftspalais in Petersburg ereignen sollte.

Die Tätigkeit der Missionschefs ist eine außerordentlich umfangreiche. Man kann sie in drei Arten einteilen: sie leiten die Arbeiten ihrer Kanzlei, sie führen die Verhandlungen mit dem Staat, bei welchem sie beglaubigt sind, und sie senden ihre Berichte an ihre eigene Regierung. Die Aufsicht über ihre Kanzleien ist besonders deshalb eine sehr peinliche, weil sie für sämtliche Geldausgaben persönlich haften und hierüber dem Rechnungshofe des Deutschen Reiches Rechenschaft schuldig sind.

Die Verhandlungen mit der fremden Regierung spielen sich nur in Ausnahmefällen zwischen dem Minister und dem Staatsoberhaupt ab. Sie werden in der Regel mit dem Minister und dem Unterstaatssekretär der Auswärtigen Angelegenheiten geführt oder mit besonderen Kommissaren, die von der fremden Regierung bezeichnet sind. In der Praxis kommt es zwar oft vor, daß fremde Diplomaten auch ohne Wissen des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten mit anderen Landesbehörden verhandeln, da diese direkten Verhandlungen oft schneller zum Ziele führen, aber die fremde Regierung hat immer das Recht, sich einen derartigen direkten Verkehr zu verbitten, und die Diplomaten tun daher immer gut, den Minister der auswärtigen Angelegenheiten nicht zu umgehen.

Die Verhandlungen werden regelmäßig mündlich geführt. Schriftliche Noten dürfen nie an die fremde Regierung gerichtet werden, wenn es sich um Mitteilung von Ansichten der eigenen Regierung handelt und wenn nicht ein ausdrücklicher Befehl zu schriftlichen Mitteilungen vorliegt. Die diplomatischen Schriftstücke zerfallen in drei Klassen: 1. gewöhnliche Schreiben an die fremde Regierung heißen, wenn sie die Unterschrift des Missionschefs tragen, Noten, wenn sie ohne Unterschrift sind, Verbalnoten, 2. die bei einer mündlichen Verhandlung übergebenen Notizen heißen aide mémoire oder aperçus de conversation, 3. die Schriftstücke bei den Kongressen heißen Protokolle oder procès-verbaux.

Eine der wichtigsten Pflichten der diplomatischen Agenten ist, ihre Landsleute gegen Willkür der Justiz und gegen Justizverweigerungen zu schützen. Dieser Schutz erstreckt sich aber nicht auf die Privatangelegenheiten, welche ohne Beziehung zu den allgemeinen Interessen ihres Staates sind. Es wird im allgemeinen verlangt, daß ein Deutscher, welcher den Schutz der Mission in Anspruch nimmt, zunächst seine Reichsangehörigkeit beweise. Leider stellt sich hierbei in vielen Fällen heraus, daß er die Reichsangehörigkeit bereits verloren hat, und es ist daher im nationalen Interesse dringend zu wünschen, daß endlich ein neues Reichsangehörigkeitgesetz, an dem bereits seit Jahren von den verschiedenen Ressorts gearbeitet wird, erlassen wird, welches verhindert, daß die die Reichsangehörigkeit so leicht verloren geht, wie dies heute der Fall ist.

Bei dem Schutz der Landsleute bin ich oft in die Lage gekommen, helfen zu müssen in Fällen, wo ich der fremden Regierung gegenüber kein formelles Recht hatte, zu reklamieren. So war in einem Lande, wo ich gerade Geschäftsträger war,

eine große Anzahl von Fabrikarbeitern mit ihren Familien in Verletzung der Kontrakte von ihren Fabrikherren ausgesperrt und auf die Straße gesetzt worden, um sie zu zwingen, einen für sie weniger günstigen Kontrakt anzunehmen. Ich habe darauf dem Minister der Auswärtigen Angelegenheiten mitgeteilt, das nach den deutschen Gesetzen jede Lokalbehörde, in deren Bezirk Personen unterstützungsbedürftig werden, einerlei, ob diese Inländer oder Ausländer sind, verpflichtet sind, ihnen Obdach und Nahrung zu gewähren. Der Minister sagte mir sofort, daß seine Regierung den deutschen Arbeitern gegenüber genau so verfahren würde, und noch an demselben Tage erhielt die Lokalbehörde die bezüglichen Anweisungen, die dann auch zur Folge hatten, daß die Arbeiter zu den alten Bedingungen wieder aufgenommen wurden.

Die Tätigkeit der Missionschefs hat, wie erwähnt, heute aufgehört, eine rein diplomatische zu sein. Sie ist fast überall eine überwiegend handelspolitische geworden, da die wirtschaftlichen Verhältnisse des eigenen Landes und die Handelsbeziehungen der Staaten untereinander eine ganz andere Bedeutung wie früher erlangt haben. Man hat deshalb wiederholt die Frage aufgeworfen, ob es nicht richtiger sei, für die Posten, wo die Politik fast gar keine, die Handelspolitik dagegen eine sehr große Rolle spielt, anstatt der Diplomaten Generalkonsuln zu ernennen. Das ist aus dem Grunde nicht angängig, weil sich diese Staaten dann in ihrer Souveränität gekränkt fühlen, und eine derartige Behandlung als Zurücksetzung empfinden würden. Es bleibt also nichts anderes übrig, als daß alle Diplomaten sich gründliche wirtschaftliche Kenntnisse und Erfahrungen aneignen, da sie nur dann ihren Platz voll ausfüllen können, und es ist dringend notwendig, daß hierauf noch vielmehr Wert und Nachdruck als bisher gelegt wird, denn sogar für die Botschafter ist eine mangelnde Kenntnis der kommerziellen Angelegenheiten nicht mehr entschuldbar, wenn sie sich auch in allen laufenden Fragen der Handelspolitik auf die Generalkonsuln verlassen können.

Rundschau.

Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Ohne Stimulanz geht's nicht! und da der boom in Amerika, auf den die Börse zu Neujahr schwor, völlig versagt, so müssen Otavi-Aktien herhalten. Von Kolonialwerten zu Banken führt ein gut aufgeschütteter Weg, denn wie hilflos wäre — so sagt man — unser überseeischer Besitz ohne die freigebige Hand unserer Großbanken. Diese sind es also, die sich drüben jetzt entweder glänzende oder zweifelhafte Geschäftsgebiete sichern und bald das eine, bald das andere wird angenommen, je nachdem die Spekulanten Diskonto-Commandit oder der Deutschen Bank ihre Zuneigung bezeugen möchten. Die Börse will eben um jeden Preis dem Publikum gegenüber als Lebenswecker auftreten. Sie kann die alte, wahrscheinlich bereits überwundene Formel von dem kursmäßigen Nutzen einer Abundanz nicht von sich tun, indem sie aus der wirklichen Schädigung durch teures Geld, das logische Gegenteil für den umgekehrten Zustand folgert. Weshalb aber nur so logisch sein wollen? Als die Zinssätze bis auf 9 Proz. gestiegen waren, blieb nichts anderes als die Überlegung übrig, daß man Dividendenpapiere, die nur noch mit 5 Proz. rentierten, nicht gut kaufen könne. Heute, wo tägliches Geld zu eineinhalb Prozent und Ultimogeld

zu zweieinhalb Prozent zu haben ist, bezieht man diese unnatürliche Billigkeit nicht auf das Darniederliegen unserer Industrie, weshalb auch die betreffenden Aktien wenig Anreiz bieten. Enttäuschungen, sogar Täuschungen mit Montanwerten werden schon jetzt der Börse nicht erspart. Siehe „Phönix", dessen Mindergewinn in den verschiedensten Millionen kolportiert wurde, ebenso wie vor zwei Jahren die greifbaren Überschüsse. Ein Werk muß alt und hinsichtlich seines Aufsichtsrates recht einheitlich (!) geworden sein, bis derartige schwankende Nachrichten kurz vor der entscheidenden Sitzung vermieden werden. Der „Phönix" produziert außerordentlich viel, er muß also unter Umständen niedriger verkaufen als die Direktoren selbst voraussehen können. Freilich sind wichtige Abteilungen syndiziert, allein die Fernerstehenden denken erst sehr spät daran, wie auch so Manches an keinen Verbandspreis gebunden ist. Es wird also auf der einen Seite verloren, was auf der andern verdient wird, der bekannte verhängnisvolle Punkt einer jeden allzugroßen Vielseitigkeit. Am sichersten vermeinen noch diejenigen zu gehen, welche für die leitenden Bankaktien hoffnungsvolle Mienen aufsetzen. — Wien läßt uns schmählicherweise im Stich, New-York nimmt unsere Haussewünsche mit Kälte auf, wir müssen uns also auf uns selbst verlassen. Da nun die Jahresabschlüsse der Banken ziemlich bald erscheinen, verbreitet sich die Meinung, daß die Ziffern des verflossenen Jahres günstig seien, immer mehr. Zweifellos sind nun viele alte Effektenpakete glücklich abgesetzt worden, aber dreierlei Bedenken sollte man doch nicht unterschätzen: die Reihe nutzbringender Emissionen erst seit 1909, den niedern Geldpreis, den schließlich die Stellen, die gerade mit Geld handeln, am wenigsten vertragen können, — die sichtbaren oder stillen Rücklagen wegen der auswärtigen Politik. Hinsichtlich der letzteren lassen sich unsere Direktoren nicht im mindesten von dem letzten Säbelrasseln des Herrn v. Podbielski, dagegen ganz von der Ängstlichkeit ihrer Wiener Kollegen beeinflussen, was vielleicht als unnötig erscheinen wird, wie immer, nachdem irgend eine Vorsichtsmaßnahme nicht ausgeführt zu werden brauchte. Rücklagen wegen unserer inneren Politik macht natürlich Niemand, denn wie könnte z. B. eine Bülowkrise überraschen, wo sich doch immer weitere Kreise von dem Willen des Reichskanzlers überzeugen, zu passender Zeit abzugehen. Freilich müßte es s e i n Abgang werden.

* * *

Gold als Unterhaltungsstoff ist nunmehr in Mode gekommen. Die Edelmetallfrage bleibt eine der feinsten und deshalb für den Laien sogar noch interessant bei unrichtiger, oder noch schlimmer: irreführender Behandlung. In dieser letzteren Weise hatten sich früher besonders ehrgeizige Kritiker ausgezeichnet, solche, die im Ernst glaubten, den Reichsbankpräsidenten stürzen und sich selbst an dessen Stelle setzen zu können. Neuerdings aber geraten Schilderungen über Goldanhäufungen und deren angeblich höchst geheimnisvolle Ursachen, förmlich ins Feuilletonistische. Frankreich kauft noch immer sehr viel gelbes Metall auf. Folglich könnte das eine Vorbereitung zum Kriege sein. Früher, bevor Transvaal mit seiner ungeheuren Jahresförderung einstand und die Golddecke wirklich kurz war, suchte der Bankier bei derartigen Aufkäufen z. B. Rußlands sofort nach tieferen militärischen Plänen. Es geht aber doch nicht gut an, daß die Journalistik nunmehr die abgelegten Kleider der Hochfinanz anzieht, um dieselben als die modernsten auszugeben. Da es nur einen einzigen offenen Goldmarkt gibt, London, so können die Franzosen eben nur dort kaufen. Sofort wird die Situation an der Themse in Farben gemalt wie Schreckensszenen bei dichtem Nebel. Als ob sich die City aus ihrer Fassung bringen ließe, wenn die Bank von England einmal wieder ihren Satz auf 3 Prozent erhöhen muß. Ferner haben die Pariser Banken ihr Guthaben in Berlin einkassiert, was man als plötzliche Feindseligkeit unmöglich auslegen kann, denn wir waren schon seit Monaten auf die Nichtverlängerung dieses großen Restes einer sehr großen Summe vorbereitet. Geld anders als gegen Diskonten bekommen doch unsere Banken schon lange nicht mehr von jener Seite, seitdem die Marokkofrage sich verschärft hatte. Ob sich das im Handumdrehen ändern würde, falls wirklich in dieser Komplikation ein deutsch-französisches Abkommen zustande kommt, bleibt noch die Frage; selbst wenn die Münchhausiade Wahrheit wäre, daß die Presse beider Länder ein für allemal schweigen wolle. So gewaltige und regelmäßige Darlehen

hängen selbst bei palmwedelnder Politik vom Zinsfuße ab, und danach handeln die Franzosen, indem sie sich für Deutschland bei hohen und höchsten Zinssätzen interessieren, bei niederen aber nicht im mindesten. Ihr Gold füllt die Bank von Frankreich wahrscheinlich aus den verschiedensten Gründen auf. Sie möchte im inneren Verkehr den freilich schon erhöhten Notenumlauf nicht wieder an seiner Grenze sehen, wozu beim Bauern vielleicht silberne 5-Francsstücke dienen könnten, beim Großstädter aber doch 10- und 20-Franksstücke herangezogen werden müßten. Ferner ist angesichts der neuen Milliardenemission von Zarenwerten eine beträchtliche Abladung nach Rußland wohl nicht ausgeschlossen, trotz aller geflissentlicher Dementis. Endlich nimmt Frankreich neue fremde Banken bei sich auf, und diese Gelegenheit wird in zwiefacher Hinsicht ausgenützt. Man sagt sich dort, daß die Industrie so rasch unmöglich hochkommen kann, es sollten also andere besondere Vorteile mittelst der überragenden Reichtümer erzielt werden. Hierzu passen verschiedene an sich gute Länder wie etwa Ungarn, Schweden, die bei ihrem wachsenden Anleihebedarf den Pariser Markt gern für sich gewinnen möchten. Der Finanzminister gestattet die offizielle Notiz nur gegen bedeutende Zollerleichterungen auf französischen Rotwein. Damit ist dem heimischen Anlagekapital und zugleich dem Handel gedient. Da aber der Weinexport Sache der Reichen ist, findet hier eine Begünstigung des Großkapitals statt, was für Frankreich selbstverständlich ist, wie für Deutschland die Förderung der Industrie. Jede Regierung wird eben die Hauptquelle ihres Landes zu schützen suchen, deshalb gingen wir auch keineswegs zum Schutzzollsystem über, als unsere Industrie schwach, sondern als sie stark geworden war. Nicht aus Mitleid vor der Ohnmacht, sondern aus Furcht vor der Macht pflegen Gesetze zu entstehen, sogar die sozialpolitischen. Alles in allem braucht die neue Goldanhäufung der Franzosen keine Beunruhigung hervorzurufen.

* * *

Es lebe die Unabhängigkeit, so kann man frohgemut der Zulassungsstelle der Berliner Börse zurufen, die übrigens von jeher ihre freie Meinung scharf und klar behauptet hat, und dadurch nicht wenig zum Ansehen ihres Platzes beitrug. Diesmal werden Maßnahmen gegen die Zulassung ausländischer Werte nur für einen Teilbetrag erwogen, so daß in dieser Beziehung zwischen den Beträgen derselben Emission an andern Börsen kein Unterschied, aber auch kein Hindernis im internationalen Handel entstehen soll. Zweierlei Interessen haben diese Mißbräuche bis auf den heutigen Tag gefördert. Der Geschäftssinn der Kommissionsbanken, welche durch die Einengung der Lieferbarkeit besonders von überseeischen Papieren, den Umsatz derselben ganz in der Hand behielten. — Die Herrschsucht der Emissionshäuser, denen es nicht nur um die Sperre der Städte, sondern auch für immerdar um eine Unbeweglichkeit des deutschen Besitzes an den betreffenden Papieren zu tun ist. Einerlei, ob sich nicht die Hochfinanz durch solche Zwangsmaßnahmen schließlich selbst mehr schadet als dem Publikum, so kann gerade die Zulassungsstelle hier vielem abhelfen. Vor allem vielleicht auch dadurch, daß sie sich in jedem einzelnen Falle mit den auswärtigen Börsen ins Einvernehmen setzt. Auch diese haben, wie das Publikum, ein Lebensinteresse an einem freien Markt.

* * *

Die neuen Geschäfte in der Türkei mehren sich. Französische Kapitalisten fahren, nachdem sie soeben in Belgien Industriegesellschaften sogar für Rußland gegründet haben, mit der Etablierung von Banken in Konstantinopel fort. Dazu kommt eine sehr ernste englische Gründung unter den Auspizien von Sir Ernest Cassel, der neben Lord Rothschild der einflußreiche Ratgeber der britischen Regierung ist. Es könnte das alles wohl auf eine Einkreisung der deutschen Tätigkeit in der Türkei und der Levante hinauslaufen, wenn unsere Leistungen so leicht zu übertreffen wären. Jedenfalls ist Sir Cassel kein einseitiger Geschäftsmann, da er sogar s. Zt. bei der Berliner Emission der Bagdadbahn im stillen beteiligt blieb, trotz der offenen Animosität seines auswärtigen Amtes. Möglicherweise sprechen Ottomanbank und Deutsche Bank auch dann noch demonstrativ von ihrem ungestörten Einvernehmen, wenn die Londoner und Pariser Einflüsse längst ihre Minierarbeit vollzogen haben.

Sozialdemokrat und Kaiser.

Von Ignotus.

Der sozialdemokratische Vizepräsident des österreichischen Abgeordnetenhauses ist vom Kaiser Franz Josef in Audienz empfangen worden. In jener selben Hofburg, in der eigentlich noch immer auch Minister, die nicht von gutem Adel sind, nicht als ganz voll genommen werden, ist ein Sozialdemokrat in Frack und weißer Binde (ohne Orden allerdings) die Stufen hinaufgeschritten, dann hat der Republikaner vor dem Kaiser seine Verbeugung gemacht, und der Kaiser hat dem Republikaner die Hand gereicht und mit ihm freundlich über die aktuellen Gegenstände der Gesetzgebung gesprochen.

Das ist so einfach und, man möchte fast sagen, selbstverständlich. Aber es mutet doch, trotz den Präzedenzfällen, die sich, nicht in Berlin, aber in Deutschland abgespielt haben, revolutionärer an als eine echte Revolution. Es ist vor allem die Revolution der österreichischen Sozialdemokratie gegen die Revolutionstheorie. Schon lange, ehe auf den reichsdeutschen Parteitagen die evolutionistischen Rebellen mit groben Worten gezüchtigt wurden, hatten die österreichischen Sozialdemokraten opportunistische Politik getrieben. Die Christlichsozialen, die in den neunziger Jahren als Oppositionspartei sehr demokratisch taten, wurden gefördert, als Sturmbock gegen die Manchester-Liberalen benutzt, um freilich, ans Ruder gelangt und als klerikale Duckmäuserpartei entpuppt, nun von derselben Sozialdemokratie aufs erbittertste bekämpft zu werden. Die bürgerlichen Sozialpolitiker, die unter Philippovichs Führung das Erbe der abgewirtschafteten Liberalen antreten sollten und wegen ihrer weltfremden Katheder-weisheit rasch selbst abwirtschafteten, erfuhren gleichfalls von sozialdemokratischer Seite wohlwollende Unterstützung. Die schwierige nationale Frage, das Religionsproblem, wurden nach außenhin, sobald es eben „opportun" erschien, aus dem Spiele gelassen, und die Person des Kaisers blieb auch zu einer Zeit, da die Sozialdemokratie noch keine immune Rednertribüne im Parlamente hatte, außer Debatte. Dann wurde Franz Josef der Wahlreform-Kaiser. Nicht den Sozialdemokraten zuliebe, aber ihnen zugute führte er mit dem ganzen Nachdruck seiner Persönlichkeit das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht durch alle Gegnerschaften der um ihre Existenz zitternden parlamentarischen Parteien zum Siege. Das machte ihn populär bei jenen selben Arbeiterbataillonen, deren große Wahlrechtsdemonstrationen noch knapp vorher dort oben nicht ohne einiges Unbehagen geduldet worden waren. Und es ergab sich die eigenartige Konstellation, daß im großen Pressekrieg, der um das Prinzip des allgemeinen Wahlrechts geführt ward, gerade die sozialdemokratischen Blätter gegenüber den wahlreformfeindlichen Konservativen den Willen des Kaisers als gewichtiges Argument in die Wagschale der Diskussion legen konnten. Als dann das allgemeine Wahlrecht durchgesetzt war, da zogen die Sozialdemokraten — vordem eine Zehnmänner-Partei — mit 89 Stimmen in das Parlament ein, die zweitstärkste Partei des Hauses, in welchem nur die vereinigten Klerikalen über eine noch größere Zahl von Mandaten verfügen. Die Sozialdemokraten haben sich für die Wahlreform nicht undankbar erwiesen. Im letzten Sessionsabschnitt konnte das Budgetprovisorium nur mit ihrer Unterstützung auf die Tagesordnung gebracht und erledigt werden. Sie haben diese Hilfe nicht verweigert und lassen es sich gefallen, daß man ihnen den Spitznamen „kaiserlich-königliche Sozialdemokraten" beilegt. Unter der stillen und klugen Führung Dr. Victor Adlers haben sie jenen Weg zurückgelegt, der sie zunächst in den Thronsaal zur Verlesung der Thronrede und jetzt sogar in das Audienzzimmer jenes Monarchen führte, dessen erste Regierungsjahre mit absolutistischen Experimenten ausgefüllt waren.

Der Vizepräsident aber, der dem Kaiser von Österreich als Mann dem Manne gegenüberstand, heißt Engelbert Pernerstorfer. Er war der erste sozialdemokratische Abgeordnete Österreichs. Als Gymnasialprofessor schloß er sich bei Beginn seiner politischen Laufbahn dem Apostolate Schönerers an, um dann ganz allmählich immer mehr ins sozialistische Lager überzugehen. Noch als Deutschnationaler errang er sich außerordentliche Popularität, als er einzelne Mitglieder des Kaiserhauses in öffentlicher Sitzung des Abge-

ordnetenhauses in einer Weise angriff, die ihn ohne den Schutz der Immunität in den Kerker gebracht hätte. Viele, viele Jahre sind seither vergangen, und als die „staatserhaltende“ sozialdemokratische Partei zur Thronrede erschien, da war es der seinerzeit im Auftrage eines sehr hohen Herrn mit der Hundepeitsche traktierte Abgeordnete Pernerstorfer, der das seinige dazu beitrug, um die Partei in das Fahrwasser des reinsten Revisionismus zu steuern und der das „Zu Hofe gehen“ verteidigte. Er bekannte sich als Opportunitätspolitiker, der bereit ist, „zu Hofe zu gehen und auf die Straße zu steigen“, wenn nur ein Vorteil für seine Partei daraus erwachse.

Die Sozialdemokratie geht in der österreichischen Politik andere Wege, als das Dogma vorschreibt. Ihr nur halb verschleiertes Ziel ist, als demokratische Volkspartei auch die Sympathien der Bürgerlichen zu gewinnen, welche sie als einzig kräftigen Sturmbock gegen die immer übermächtiger werdenden Klerikalen einschätzen sollen. Ihre weitere Entwicklung wird ein lehrreiches Exempel für die Streitfrage bilden, ob sozialdemokratische Parteien als solche in der Lage sind, positive Politik zu treiben. Für Österreich um so lehrreicher, als diese Partei auch berufen erscheint, die harte Nuß der nationalen Frage, an der sich Regierungen und politische Führer bisher vergeblich die Zähne ausgebissen haben, zu knacken.

Der tolle Georg.

Von v. S.

Der kriegstollwütige Kronprinz von Serbien kann sich immerhin einiges erlauben. Er gehört zu jenen Bevorzugten, die nichts zu verlieren haben. Außerhalb Serbiens nimmt ihn niemand ernst und im Lande ist auch so wenig mehr für einen Karageorgewitsch vorhanden, daß er durch nationale Extasen immer noch eher etwas gewinnen kann, als durch Befolgung der väterlichen Ratschläge. Der kleine Georg schreit unablässig nach Krieg, erklärt in der Offiziersmesse seines Regiments, er werde — wenn sich auch König und Regierung für den Frieden entschließen sollten — doch und auf eigene Faust gegen Österreich marschieren. Der kleine Georg will nämlich partout für einen psychopatisch veranlagten Politiker gelten, dem alles scheu aus dem Wege gehen soll. Und dabei ist es gar nicht so um ihn bestellt. Ihm fallen die mildernden Umstände einer wildaufbrausenden Jugend, die einen Vogel haben darf, gar nicht zu — er schwindelt uns diese nationalen Brustgefühle nur vor. Wer das besondere Vergnügen hat, ihn zu kennen, weiß, daß er ein mittelmäßig begabter, innerlich harter gefühlloser, früh gealterter Knabe ist, der sich für gar nichts begeistern kann, der seinen Vater, seine Familie, seine Maitressen, seine Kameraden, seine Hunde und Pferde haßt und quält — der wahrscheinlich auch alle Serben haßt und sie sicher quält. Ein Komödiant — der auch später anders kommen kann, wenn das Repertoire es verlangt. Diese Berichtigung des landläufigen Bildes vom „gährenden Mostjungen“ beruht teils auf persönlichen Beobachtungen, teils auf Mitteilungen verläßlicher Personen seiner genugsam gemarterten Umgebung.

Tschechischer Volkswitz.

Von Fridolin.

Die Prager Allotria haben wieder begonnen und allsonntäglich wird die bummelnde Studentenschaft mit Stockhieben traktiert und so lange mißhandelt, bis sich die Sicherheitsbehörde in die nicht ganz harmlosen Volksbelustigungen einmischt. Als unlängst das Einschreiten der Gendarmerie notwendig wurde und bei der unheimlichen Musik von Hornsignalen diese Schutzmannschaft in Bereitschaft trat, begrüßte man die Pickelhauben mit dem Spottgeschrei: der Scharlach kommt! In den Kasernen der Gendarmerie war nämlich einige Wochen vorher der Scharlach ausgebrochen. Solche Spaßvögel sind die Tschechen. Einige Jahre vorher war es sehr im Schwange, der berittenen Polizei „Kosaken“ zuzurufen. Auch die Namen der japanischen Feldherrn, wie Kamimura, waren als Scheltworte sehr beliebt. Wie idyllisch ging es doch in Prag in den Tagen des Standrechtes zu. Da steckten die Straßenpolitiker

höchstens wie Schneider Jette und Zimmermeister Vansen die Köpfe zusammen, um beim Anblick der bewaffneten Schutzorgane lautlos davonzuschleichen. Dieselben Leute brüllen nun wieder Hochrufe auf Serbien und akklamieren die Gendarmen: der Scharlach kommt. Und sie werden das heitere Spiel so lange fortsetzen, bis der Scharlach wieder in der Gestalt des Scharfrichters eingetroffen sein wird.

Bürgerkunde.

Von

Otto Corbach.

In der Presse begegnet man jetzt immer häufiger der Anregung, in unsere Schulen Bürgerbücher einzuführen, wodurch die Jugend über die bestehenden öffentlichen Einrichtungen und alles, was von der Politik für jedermann zu wissen nützlich ist, unterrichtet werden könnte. Der Deutsche soll dann nicht länger gegenüber andern Nationen durch Mangel an Staatssinn und geringe Kenntnis des eigenen Staates auffallen. Der Gedanke ist vernünftig, so vernünftig, daß man sich wundern muß, ihn nicht längst verwirklicht zu wissen. Wie kommt es, daß bei uns der Staat, der die allgemeine Schulpflicht einführte, keinen Wert darauf gelegt hat, das Volk auf diesem Wege mit sich näher bekannt und vertraut zu machen? Das ist sonderbar und regt zum Nachdenken an. Die Frage taucht auf: „Hat der Staat ein Interesse daran, daß seine Bürger viel von seiner Beschaffenheit und seinem Wesen verstehen?“ Wer den Staat als ein Instrument des nationalen Wirtschaftsorganismus begreift, wird sie unbedenklich bejahen. Aber der Staat, das ist bei uns noch die Bureaukratie. Wer es vergessen hatte, wurde durch den Fall Schücking und den Streit um die „politischen Beamten“ daran erinnert. Und die Bureaukratie bedeutete bisher gewissermaßen ein „Ding an sich“, ein Gebilde, das, hoch erhaben über die gemeinen Nützlichkeitstriebe der „Untertanen“, lediglich vom kategorischen Imperativ beherrscht wurde. Im Interesse der Bureaukratie lag es nun zwar, daß das Volk sich in den Schulen allerhand nützliche Kenntnisse aneignete, die es ihm erleichterten, wohlhabend und steuerkräftig zu werden, nicht aber, daß es tieferen Einblick in das Getriebe des Staates gewann. Der Staat sollte etwas bleiben, was gefürchtet wird, und dazu mußte die Bureaukratie mit geheimnisvoller Wichtigtuerei wirken können. Dasselbe Grauen, das ein echter Bureaukrat gegenüber Dingen wie Telephon und Schreibmaschine, die ihm jetzt aufgedrängt werden sollen, empfindet, regt sich in ihm auch bei dem Gedanken, daß jeder Schulbube künftig schon darüber belehrt werden sollte, mit wie wenig Verstand noch immer regiert wird. Das ist der Grund, weshalb bei uns bisher in den Schulen keine Bürgerkunde getrieben wurde. Nun ist die Entwicklung unserer politischen Verhältnisse soweit gediehen, daß die Umstände darauf hindrängen, das Beamtentum dem nationalen Wirtschaftsorganismus anzupassen. Dazu muß die Kluft zwischen der Bureaukratie und dem Volk überbrückt werden. Deshalb ist das Verlangen nach Einführung von Bürgerbüchern in die Schule zeitgemäß.

Richard Straussens Elektra.

Von

Felix Adler.

Man hielt es für einen Reporterwitz, als gleich nach dem Erfolg der Salome die Kunde laut wurde, Richard Strauß wolle Hoffmannsthals „Elektra“ in Musik setzen. Wollte er wirklich die Salome noch einmal wiederholen, sollte er die Gefahr nicht bemerken, die der Stoff in sich birgt?.... Richard Strauß ist nicht blind. Er gehört nicht zu den Künstlern, welche dem inneren Drange folgend mit Problemen ringen, unbewußt. Er mußte also einen bestimmten Zweck im Auge haben, und der konnte kein anderer sein, als eine neuerliche Ausnützung oder der Versuch einer Potenzierung des Salomeerfolges, der ihn selbst offenbar überrumpelt hatte. Die prachtvolle Mischung der Salome aus überspitztem Raffinement und holdem Kitsch hatte

den Zeitgeschmack getroffen. Salome war das Experiment, Elektra wurde die Spekulation.

Das Experiment der Salome bestand aus der Übertragung der differenziertesten instrumentalen Ausdrucksmittel, die sich in den letzten zehn Jahren jenseits des Theaters, also im Konzertsaal, so unheimlich entwickelt haben, daß man den feinsten Zwischenstimmungen, den unmerklichsten Übergängen Klang zu geben vermochte, auf das Drama. Gewiß haben andere, Pfitzner z. B., sich gleichfalls diese Ausdrucksmöglichkeiten zu Nutzen gemacht, aber suchend, tastend, sich ganz der schöpferischen Phantasie überlassend, um sich auf dem Wege zum musikalischen Neuland zumeist in Untiefen zu verlieren. Strauß selbst ist schöpferische Phantasie gewiß nicht abzusprechen, aber er kennt nur die Welt und ihre Leute nur zu gut und mit einem Seitenblick auf sie, hält er das Schaffen seiner Phantasie im Zaune. Die Salome hat er mit einem Zielbewußtsein sondergleichen in Töne umgesetzt und genau das herausgebracht, was er wollte. Man hat mit Recht eingewendet, die Straußische Salome sei nicht mehr die des Wilde, und wenn man, ernüchtert nach den tonkoloristischen Orgien das dichterische Original wieder zur Hand nahm, oder es gelegentlich wieder einmal auf der Bühne sah, so erkannte man mit Schrecken den Unterschied. Aber Strauß wollte sicherlich nichts anderes als just die Orgie. Die zarte filigrane Dichtung war ihm Hekuba. Er brauchte sie als Substrat für seinen Zweck, und daß er ihn erreichte, dankte er seiner überwältigenden Meisterschaft, seiner kein Hindernis kennenden Technik.

Es ist etwas Meyerbeerisches in Richard Strauß. Nur ein Meyerbeer unserer Tage konnte auf den Gedanken kommen, die Salome übertrumpfen zu wollen und das Rezept, das sich eben so vortrefflich bewährt hat, an der Elektra zu erproben. Diese Elektra ist nichts anderes als die ins Grandiose, Ungemessene fortgeführte Steigerung eines einzigen Gefühls: des Rachedurstes. Man begreift, daß dies ungeheuere Crescendo den Tondichter reizen konnte, reizen mußte. Man begreift aber auch den Widerspruch jener, die von der musikalischen Auslösung des Stofflichen in der Elektra, aus Gründen des guten Geschmacks, nichts wissen wollen. Wie nicht anders zu erwarten war, deckt sich die Elektra mit der Salome formal vollkommen. Es ist eine einsätzige, dramatische Riesensinfonie, in welcher das absolut Musikalische Hauptsache, die Bühne fast Nebensache ist. In der Disposition zeigt Strauß wieder seine ganze Meisterschaft. Man sieht sofort, daß es ihm weniger auf die naturalistische, vor nichts zurückschreckende Illustration des Stoffes ankam, die für jedes Gleichnis des Textes das entsprechende Spiegelbild findet, als vor allem auf die musikalische Versinnlichung der dichterischen Idee und ihrer Triebe. Seine Themen scheiden sich infolgedessen in zwei Kategorien: die erste Gruppe enthält das symbolische Motivmaterial, die zweite Gruppe das koloristische. Der einleitende große Monolog Elektras faßt alles Symbolische zusammen. Da ist gleich am Anfang der Quartensprung, der so oft erscheint, als der Name des erschlagenen Agamemnon genannt wird, dann ein wuchtiges, durch drei Oktaven aufsteigendes Vergeltungsmotiv, und endlich das recht dürftige Gesangsthema, die Geschwisterliebe der Kinder Agamemnons symbolisierend. Ein viertes deutet schon jetzt auf Elektras mänadenhaften Schlußtanz. Diese Motive dominieren. In schier unerschöpflicher Polyphonie führt sie Strauß stets aufs neue vors Ohr, steigert sie, wirft sie durcheinander, verzerrt sie zur gräßlichsten Kakofonie, je nach Bedarf. Die illustrierenden Themen klammern sich dagegen an das Wort. Da ist zum Beispiel bei dem Ausruf „Schmeißfliegen fort!“ ein alterierter Undecimen-Akkord der an Scheußlichkeit seines gleichen sucht, dann die parallelen Quinten, die „Das ewige Gemorde und Glitschen im Blute“ darstellen sollen, die sind von einer nicht mehr zu überbietenden drastisch-naturalistischen Wirkung, ebenso das Schleppen und Schleifen des Zuges der Opfertiere. Aber man ist davon nicht mehr überrascht, kennt man doch Straußens Vorliebe für solche Kraßheiten, man hält sich dabei kaum mehr auf, und richtet lieber das Augenmerk aufs Große, auf die eminent sinfonische Struktur und die bei Strauß stets wiederkehrende schwungvolle melodische Linie. Man weiß, Straußens melodische Erfindung geht mehr in die Breite als in die Tiefe, sie ist zumeist billig und unoriginell, aber immer packend und steigerungsfähig. In der „Elektra“ ist sogar mehr davon als in der „Salome“. Chrysotemis, Elektras milde

Schwester, ist ganz in solchen lyrischen Konturen gehalten. Alle überhitzten Phantasiegebilde schwinden, wenn sie erscheint, das Gedränge der benachbarten Tonalitäten hört auf, der tollen Chromatik sind Schranken auferlegt bis — Klytämestra kommt. In ihr hat Strauß ein Gegenstück zu seinem Herodes geschaffen. Da geht es nun freilich von neuem los. Die Ästhetik des Häßlichen feiert Triumphe und die, diesen Teil beschließende Prophezeihung Elektras übertrifft an schauerlicher Eindringlichkeit alles Vorangegangene. Es folgt eines jener großen instrumentalen Zwischenspiele, die sich bei Strauß, als eine Art infonischer Synthese, in die Handlung einkerben. Markerschütternd ist der Aufschrei des Orchesters bei dem Empfang der Botschaft vom vermeintlichen Tode des Orest, musikalisch voll ausgebeutet die Szene, in der Elektra von Chrysotemis den Muttermord verlangt und sie nach ihrer Weigerung verflucht. Das Erscheinen des Orestes bringt den ersten, langersehnten Ruhepunkt. Das Erkennen der Geschwister gehört zu dem Ergreifendsten. Wir dürfen auch für längere Zeit in einer Tonart (As dur) verharren. Man atmet auf. Aber jetzt folgt wieder Geschehnis auf Geschehnis, Schlag auf Schlag. Elektras Triumph, Tanz und Tod bringen die nochmalige Zusammenfassung und Kondensierung des gesamten musikalischen Stoffgehaltes zu einer der effektvollsten Szenen, die man je auf der Opernbühne erlebt hat.

Man kennt Straußens beispiellose Gewalt über das Orchester und weiß, daß der Instrumentalapparat seinen Werken erst Leben und Farbe gibt. Er ist auch in der Elektra einfach unerschöpflich in neuen Orchestereffekten und Instrumentalkombinationen, die einzeln aufzuzählen schlechtweg ein Ding der Unmöglichkeit ist. Neu ist die Einteilung der Streicher in drei Gruppen. Strauß unterschied diesmal erste, zweite und dritte Violinen, erste, zweite und dritte Bratschen. Das Elektra-Orchester ist infolgedessen noch größer als das in der Salome. Das Blech besteht aus acht Hörnern, vier Tuben, sechs Trompeten, von denen drei am Schluß stehend geblasen werden müssen, Baßtrompete, drei Posaunen, Kontrabaßposaunen und Baßtuba. Das Holz ist durchwegs drei- bis vierfach besetzt. Daß Cellesta, Heckelphon und das Schlagzeug eine besondere Rolle spielen, ist beinahe schon selbstverständlich. Die Schwierigkeiten, die sich einer Wiedergabe des Werkes durch den Instrumentalapparat entgegenstellen, spotten jeder Beschreibung. Mit ihnen konkurriert nur noch die Partie der Elektra selbst, welche Anforderungen enthält, wie sie bisher wohl noch nie an eine dramatische Sängerin gestellt worden sind. So viel sei nach den flüchtigen Eindrücken der ersten Dresdner Aufführung gesagt. Erst später wird man das reiche Detail, mit dem Strauß seine Elektra durchsetzt hat, würdigen und feinere Zusammenhänge herausfinden können. Denn Strauß hat sich seine Aufgabe nicht leicht gemacht. Einen wesentlichen Fortschritt seinem früheren Schaffen gegenüber wird man aber in der Elektra nicht erblicken können, denn alles in allem bedeutet sie doch nur eine Wiederholung des glänzenden artistischen Meisterstückes, das er in seiner Salome gegeben hat. Eine Potenzierung war allerdings kaum mehr möglich.

Berliner Konzerte.

Von

Max Olitzki.

Moritz Rosenthals Abende gehören zur Kategorie der außerordentlichen Ereignisse. Dieser Klaviermeister ragt über das Gros der guten Spieler empor. Wie er z. B. die Paganini-Brahms Variationen trotz seiner oft brutalen Tonerzeugung mit absoluter Klarheit des Geistes und der Technik wiedergibt; wie er dagegen in der As-dur-Sonate von Weber nicht nur seine große Fingerfertigkeit, sondern auch Herz und Gemüt zeigt; wie er den Beethoven (op. 109) vollständig veränderte Vortragsweise diktiert, Chopins B-moll-Sonate nicht grade chopinsch empfindet, dessen As-dur-Walzer aber zu einer Leistung pianistischer Athletik stempelt, läßt seine exzeptionelle Stellung in der Konzertwelt erklärlich erscheinen.:: Leopold Godowsky interessiert immer wieder nur wegen seiner kompositorischen Geistreicheleien über bekannte Themen. Auch geht man zu ihm, um einen Straußschen Walzer paraphrasiert zu hören.

So etwas düpiert die Menge, die sich mit waghändiger Tastenarbeit begnügt.

Professor Karl Panzner (III. Abend im Mozartsaal) verhalf der sinfonischen Dichtung von Paul Ertel „Hero und Leander" zu gutem Erfolge. Das Ertelsche Werk zeigt gegen seine Vorgänger einen wesentlichen Fortschritt in der Erfindung. Wenn Herr Ertel im Bewußtsein seiner kontrapunktischen Sicherheit auch manchmal über die Stränge schlägt, so freut man sich immer wieder, diesem farbenreichen Tonmaler zu begegnen. :: Die ungarische Geigerin Stefi Geyer spielte unter Panzners Leitung den A-moll'schen Goldmarck sehr ergreifend; sie ist seit vorigem Jahr reifer geworden und bewahrt überlegene Ruhe selbst bei der Ausführung der verzwicktesten Passagen.

Das Hubay'sche E-dur-Konzert war für den Erfolg des debütierenden Geigers, Joseph Szigeti, bestimmend. Rasse steckt in ihm. Er überrascht durch einen vollen Ton, den er nüancenreich färbt. Der Londoner Ronald begleitete ihn mit den Philharmonikern und konnte sich selbst mit der Tschaikowsky'schen E-moll-Sinfonie als tüchtiger Orchesterleiter in Erinnerung bringen.

Die blasinstrumentalen Kammermusikabende des Herrn Gustav Bumcke sind wohl tüchtige Veranstaltungen, haben aber im Grunde genommen bisher wenig Erfreuliches gezeitigt. Herr Bumcke hat weder als Dirigent noch als Komponist Zeichen sieghafter Begabung gegeben.

Ferruccio Busoni vollendete Liszts années de Pélerinage (II. Abend im Beethovensaal) und schloß mit dessen H-moll-Sonate. Von den drei Sätzen der Venezia e Napoli (Supplement à l'Italie) nahm die Tarantella das stärkste Interesse in Anspruch. Der Angelus mit der Prière aux anges gardiens (I. der Troisième année) ist ein so ermüdender Satz, daß selbst Busonis Kunst ihn nicht zu würzen vermochte.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Alle Manuskript- und Büchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.

Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; in Österreich-Ungarn: Dr. Felix Braun in Wien. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76. — Druck von H. G. Rahtgens, Lübeck, Mengstr. 12.